

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 17 (2004)

Artikel: Waldgeschichten aus dem Werdenberger Sagengut : wenn es fispert und wispert, kichert und flüstert, saust und braust, faucht und rauscht ...
Autor: Gabathuler, Hansjakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-892975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Waldgeschichten aus dem Werdenberger Sagengut

Wenn es fispert und wispert, kichert und flüstert,
saust und braust, faucht und rauscht ...

Hansjakob Gabathuler, Buchs

Vielen Kindern und auch manchen Erwachsenen erscheint der Wald in gewisser Weise unheimlich. Dieser Umstand dürfte die Folge eines Instinkts sein, der uns von den Menschen der Vorzeit vererbt worden ist. Für sie war der Wald wichtiger Teil ihres Lebensraums, und sie kannten seine vielfältigen Gefahren: wilde Tiere lauerten dort, und man konnte sich darin leicht verirren. Der Wald regte auch die Phantasie an, und so bevölkerten unsere Vorfahren ihn mit vielen geheimnisvollen Wesen, mit Nymphen und Faunen, mit Elfen und Zwergen, mit Riesen und Kobolden.

Als moderne Menschen haben wir dem Wald gegenüber eine im Allgemeinen eher nüchterne Einstellung, auch wenn wir uns gefühlsmässig doch noch manchmal wie unsere Vorfahren verhalten. Die üppige Pflanzen- und Tierwelt der Wälder löst immer wieder Begeisterung und Staunen aus und bietet noch immer vielfältigen Stoff für Geschichten und phantastische Vorstellungen. Denken wir doch nur an die Fülle moderner Fantasygeschichten und -verfilmungen, die ein immenses Publikum in ihren Bann zu ziehen vermögen.

Wenn auch dem benachbarten Sarganserland der Ruf eines «Sagenlandes» zugesprochen wird, so dürfen wir nicht unterschätzen, dass auch das Werdenberg über einen sehr reichen Fundus an Volkserzählungen verfügt. Dies soll in dieser Arbeit am Beispiel jener Sagen, die im weiteren Sinn mit der Thematik «Wald, Baum und Holz» zu tun haben, aufgezeigt werden.¹

Hexen, eine eigene Sippschaft des Bösen

Die Hexen, die für unsere Ahnen eine eigene Sippschaft des Bösen darstellten, hatten sich bekanntlich mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben. Ihr Zauberstab war die Wünschelrute aus Haselholz, die ihnen die Macht verlieh, sich zu jeder Zeit in al-



Für unsere Vorfahren war der Wald mit vielen geheimnisvollen Wesen bevölkert: mit Kobolden und Elfen, mit dem «Gräggi», dem «Wüetihö» und anderen Sagenwesen.

lerhand Tiere zu verwandeln, damit man sie nicht erkenne. Wer zufällig zu einem Hexentanz kam, wurde eingeladen, in die Gesellschaft einzutreten. Willigte man ein, so musste man sich mit dem eigenen Blut dem Teufel verschreiben. Nannte man aber den Namen des Erlösers, verschwand plötzlich alles, und man fand sich in einem Gestrüpp oder unter einem Galgen wieder. Man sagte den Hexen nach, dass sie durch eine geschlossene Dornenhecke hindurch schlüpfen könnten, ohne dass eine Lücke entstehe und ohne dass sie sich verletzen. Hinter den vielen Geschichten über die Hexen steckt eine grauenvolle Wirklichkeit: Abertausende von Frauen in Europa wurden zwischen dem Mittelalter und dem 18. Jahrhundert als angebliche Hexen lebendigen Leibes auf den Scheiterhaufen verbrannt. Der Feuertod war die bevorzugte Strafe für

die Hexen, da man annahm, dass das Feuer alles reinige.²

1 Es würde den Rahmen sprengen, wollten alle diese Sagen in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben werden, wie sie die verschiedenen Sagen erzähler aufgeschrieben haben, Nikolaus Senn, Jakob Kuoni, Heinrich Gabathuler, Noldi Kessler und andere Autoren. Die alten Sammlungen bevorzugten eine poetische, oft auch pathetische und moralisierende Erzählart, derweil die neueren Sagenwerke eher einer nüchternen und knappen Darstellung den Vorzug geben. Es ist hier auch auf den Umstand hinzuweisen, dass ein grosser Teil des Sagengutes in einer altertümlich anmutenden Schriftsprache, überwiegend sogar in Mundart festgehalten wurde. Der Autor dieses Beitrags ist sich bewusst, dass mit der Transkription ins Hochdeutsche einiges von der Originalität der Ursprungstexte verlorengehen musste. Um eine gewisse Übersichtlichkeit zu gewährleisten, wurde versucht, die Erzählungen bestimmten Themenkreisen zuzuordnen.

2 Nach Gabathuler 1950, S. 18ff.



**Der nächtliche Reiter am Geissbachfall im Buchserbach-Tobel sühnt als Spukgestalt den ungestraften Mord an seinem Köhler-Kumpel.
Bild: Hans Jakob Reich, Salez.**

In Grabs wird erzählt, dass einmal ein Soldat aus Werdenberg, der Handgeld für fremde Kriegsdienste genommen hatte, mit einer Hexe auf einem Besenstiel aus Haselholz nach Grabs geflogen sei, sich am andern Morgen aber wieder auf seinem Posten in Holland befunden habe.

In Buchs fuhr einst eine Hexe auf einem Besenstiel durch den Kamin hinaus, wobei ihr Zauberspruch lautete: «Dur's Chämi uf und niene a!» Ein Mann, der diese Worte hörte, wollte auch eine Fahrt versuchen, sagte aber unglücklicherweise den Spruch: «Dur's Chämi uf, und überall a!» Da ging der haselne Besenstiel mit ihm wie besessen hinauf durch den Kamin, schlug ihn ringsum an alle Wände und Steine und sauste dann in einem garstigen Ritt durch Gesträuch und Bäume, bis der arg zerschundene Reiter endlich abgeworfen wurde und wie tot liegen blieb.³

Nicht nur der haselne Besenstiel diente den Hexen als fliegender Untersatz, sondern auch schwarze Ziegenböcke, Ziegenfelle, Ofengabeln und geflochtene Zainen. So soll einst auch ein Geisshirt vom Martinsberg (Ochsenberg) bei der Burg Wartau mit einer Hexe über Städte, Felder und Wälder weit über den Bodensee hinaus zu einem Hexensabbat geritten sein. Als das Mädchen während des

wilden Tanzes niesen musste, und der Geissler treuherzig meinte: «Gesundheit, helf dir Gott!», war alles wie weggeblasen, und er fand sich unten an der Wand des Martinsberges wieder, wo er durch die Äste der mächtigsten Tannen hinunter gepurzelt war. Er war von einem Tannast zum andern gereicht worden, so dass sein Haarschopf zwar gestriegelt wurde, er selber jedoch kein Knöchelchen gebrochen und keinen Riss in der Haut davontrug! Schlimmer erging es ihm, als er durch eine Wette den Sprung über die Wand nochmals wagte: Die Äste reichten ihn diesmal nicht weiter; er schoss durch sie hinunter wie eine Rheinlanke im Talfluss...⁴

Jagdgeschichten und Hexenwerk

Vom Weiler Plattis aus führt eine Strasse nach dem Dorf Gretschins. Rechts oben, auf einem Felskopf, sind noch Mauerreste der Brocha Burg zu sehen. Nordwärts zieht sich durch den schönen Buchenwald ein Fussweg durchs sogenannte Hölzli nach Sevelen hin. Einst war ein älterer Jäger hier auf dem Anstand, weil er Wild erwartete. Da kamen von der Magletschwand her in einer Reihe sieben Füchse. Erschrocken setzte der Jäger das Gewehr ab und liess sie vorüberziehen. Plötzlich rief der hinterste Fuchs dem vorangehenden zu: «Wart noch Kathrinali!» Am andern Morgen war der Kopf des Jägers gewaltig geschwollen, und von da an ging der Mann nie mehr in dieses Gehölz auf die Jagd.⁵

Diese seltsame Jagdgeschichte im Zusammenhang mit Hexenwerk weiss auch Heinrich Gabathuler in etwas abgewandelter Form zu erzählen: Eines Abends – es war eine Mondscheinnacht – legte sich ein Jäger im Chalhofen auf die Lauer. Er wollte einen Fuchs erlegen, der im Sommer im Winkel in Oberschan die Hühner geholt hatte. Als er dem See entlang marschierte, sah er den Hühnerschelm bereits oben beim Steinbruch. Er ging ihm sofort ab dem Wind, versteckte sich neben einer Esche und knallte mit seiner Flinte los, sobald ihm der Fuchs nahe genug gekommen war. Als er ihn auffas, war er steif wie gefroren. Er band ihm die Beine zusammen, lud seine Flinte nach, hängte die Beute über die Schulter, nahm das Gewehr wieder zur Hand und ging weiter. Kaum war er aber losmarschiert, begann der Fuchs zu schreien und biss ihn in den

Arm. Der Jäger riss ihn von der Schulter und drang mit den Nagelschuhen auf ihn ein, packte ihn in einen Sack und band diesen zu. Dann schlich er geduckt durch die Steine hinab gegen Plana, versteckte sich dort und äugte hinüber zur Chalchhofenhalde. Bald schlich oben am Weglein ein weiterer Fuchs durch den Buchenwald daher und hinter ihm nochmals einer und noch einer – acht Füchse, wie an einer Schnur! Der Jäger staunte, vergass vorerst das Schiessen und wollte dann doch dem letzten eins brennen. Der aber rief: «Trine, Trine, komm geschwind!», und der im Sack erwiderte: «O jee, ich kann nicht! Der Jäger hat mich im Sack!» Als der Grünrock zu Hause den Fuchs ausziehen wollte, war zwar der Sack noch fest verschnürt, jedoch leer. Gegen zehn Uhr läutete es in Fontnas der Trine⁶ ab der Säge; sie sei am Morgen tot im Bett gelegen. Drei Tage später, als man mit der Leiche vom Haus fort zog, sass aber die Trine auf einem Sägeholz am Weg und schaute dem eigenen Kirchgang zu. – Sie war eben eine Hexe!⁷

Eine Überlieferung ähnlichen Inhalts ist vom Seveler Plattenwibli bekannt: Ein Seveler Zimmermann ging einst nach Oberschan «zur Spinni».⁸ Als er früh morgens durchs Seveler Holz heimkehrte – es war noch nicht Tag –, sah er im Buchenwald nahe am Weg ein Weiblein und fragte verwundert, was es so früh da mache. Es antwortete, ohne sich aber umzudrehen, es sammle Laub für die Schweine. Jetzt erst gewahrte er, dass es an einem Fuss einen roten, am andern einen schwarzen Strumpf trug. Es war das bekannte Plattenwibli, das bald darauf starb. Als man mit dem Sarg vom Haus wegzog, fragte ein Mädchen seine Mutter, wen man begrabe, und behauptete, als diese geantwortet hatte: «Nein, nein, das Plattenwibli sitzt ja in der Küche auf der Herdplatte. Schau nur!» Die Mutter hiess das Kind schweigen und folgte dem Leichenzug. Im Haus aber geisterte es von da an.⁹

Ziegenhörner und Bocksfüsse

Ebenso garstig wie die Erzählungen von den Hexen sind diejenigen vom Teufel. Wenn er in seiner gehörigen Montur erschien, war er schwarz, hatte zwei Hörner, einen Kuhschwanz, einen Bocks- und einen Pferdefuss und trug dazu grüne Kleider. Der «Hörnlimaa» zelebrierte auch den Hexensabbat, den Heinrich Gaba-

thuler in seiner Geschichte vom «Färlifoher» erzählt:

Vor alten Zeiten besass das Dörflein Malans eine eigene Schweinetratt. Das war ein Eichwald von Pratalada bis hinaus auf den Grat von Versalz. Ein altes Männchen mit grauem Bart, das man Rüfibueb nannte, war Schweinehirt. Er zog mit seinem Färlifasel¹⁰ im Herbst, wenn die Eicheln reiften, jeweils morgens hinauf auf die Tratt und am Abend wieder zurück. Diese Reise war für die Schweine tagtäglich ein Fest, und sie wurden dick und schwer, denn es war die bessere Mast als blaues Abwaschwasser mit glasigen Kartoffelschalen. Nicht umsonst hatten es die Bauern bei der Metzgete vor Neujahr wie an der Chilbi, und man gönnte es auch den Kindern, dass sie kamen und miauten und damit um ein Würstchen bettelten.

Eines Abends, als der Rüfibueb heimgekommen war, fehlte ihm die schönste Sau. Der Hirt zwängte das Nachtessen hinunter und ging sie suchen. Sein Locken «Hotschili, Hotsch, Hotsch!» blieb ungehört, und der Wald stand still und schwarz. Plötzlich aber hörte er etwas summen und blieb horchend stehen. Eine Biene konnte es nicht sein, denn es war schliesslich bereits Allerheiligen. Wie ein Schelm schlich er durch den Wald, dem Raunen entgegen, das er vernommen hatte. Endlich sah er zwischen den Eichen einen hellen Schein, eine grosse Lichtung, eine Ebene! Aussen auf dem Bord brannten Fackeln, und in der Mitte auf einem Eichenstrunk sass ein riesiger Mann, bekleidet mit einem schwarzen Mantel und einem grossen, spitzen Hut auf dem Kopf. Auf seinen Knien hielt er ein grosses Buch, worin er blätterte und las. Rings um ihn tanzte ein wildes, nacktes Gevölk wie besessen: kaum der Schule entwachsene Burschen und Mädchen, Erwachsene und Alte, Männer und Weiber.

Jetzt erhob sich der Riese von seinem Eichenstrunk und winkte mit seinem Haselstecken. Die Geiger im Dornengestrüpp schwiegen, und die Tanzenden hielten still. Wieder ein Wink mit der Haselrute, und alle fielen auf die Knie. Der Riese nahm seinen Hut ab. Sieh an – zwei Bockshörnchen zeigten sich zwischen den Haarlocken! Dann setzte er sich wieder auf den Baumstrunk. Ein Kuhschwanz kam unter dem Mantel zum Vorschein, den er über das linke Knie legte. Anstatt der üblichen Stiefel trug der Gehörnte Pferdeschuhe! Ein dritter Wink mit dem



Aus dem Tännchen auf der Ruine Hohensax soll dereinst eine Wiege gezimmert werden. Das Kind, das darin liegen wird, kann – zum Mann herangereift – vielleicht die arme Seele des Burgfräuleins erlösen. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Stock, und die Tanzenden rutschten auf den Knien vor ihren Fürsten, der ihnen den Kuhschwanz zum Küssen hinhielt. Dann ging der Tanz wieder los, noch wilder, noch grässlicher als vorher!

Der Rüfibueb stand im Schatten und staunte über dieses Küssen und das wüste Gejage. Jetzt dämmerte ihm, weshalb man hin und wieder sagt, dieses oder jenes Luder sei dem Teufel ab dem Schwanz gefallen. Er musste schmunzeln und konnte sich ein Kichern nicht mehr verkneifen. Ein verhutztes, altes Hexchen mit roten, triefenden Augen erblickte ihn, packte ihn am Bart und zerrte ihn in den Ring vor den Fürsten auf dem Eichenstrunk. Dieser brüllte ihn an: «Was hast du hier verloren?» – «Halt eine Färlisau!», stotterte der Ertappte. Die Fackeln verlöschten urplötzlich, die Geigen verstummten und der Hexenfürst drohte ihm: «Es kommt dir wohl, dass du nicht lügst. Deine Sau ist daheim. Wenn du nur neugierig gewesen wärst, kämst du gleich um deinen Kopf. Jetzt gibt es nur eine Busse, du kannst dich bedanken!» Jetzt begann es um den Rüfibueb herum zu flüstern und wispern, zu kichern und zu flüsteren, zu sausen und zu brausen, zu fauchen und zu rauschen, wie wenn ihm tausend keifende Weiblein die Ohren voll schwatzen und von seinem Hemd einen

Fetzen oder zumindest einen Faden mitnehmen wollten. Alles ging mit ihm ringsum, wie wenn er ein Reibestein¹¹ gewesen wäre. Kein Wunder, dass ihm die Sinne schwanden.

Als er später erwachte, lag er splitternackt im Wald in einem Haufen Bettlaub und fror erbärmlich. Nur schnell nach Hause und an die Wärme! Er rannte den Fussweg hinab. Da lag ein Strumpf, dort hing sein Brusttuch an einem Tännchen. Hier fand er einen Schuh, dann sein Hemd in einem Dornenbusch, dann wieder einen Strumpf, im nahen Bächlein den andern Schuh, den Hut im Töbeli und zuletzt seinen Kittel auf einem Stein. Und

3 Nach Senn 1862, S. 293, und Kuoni 1903, S. 51.

4 Nach Gabathuler 1983, S. 127ff.

5 Nach Kuoni 1903, S. 78.

6 *Trine* ist eine Kurzform von Katharina.

7 Nach Gabathuler 1982, S. 147ff.

8 Mit dem Mundartausdruck *Spinni* ist der Kiltgang gemeint.

9 Nach Kuoni 1903, S. 66f.

10 *Färlli*: mundartlich für Ferkel; *Fasel* für Herde, also Ferkelherde.

11 Ein steinernes Rad, das sich durch Wasserkraft in der Reibe – einer Mühlenart – dreht und das Mahlgut zerquetscht.

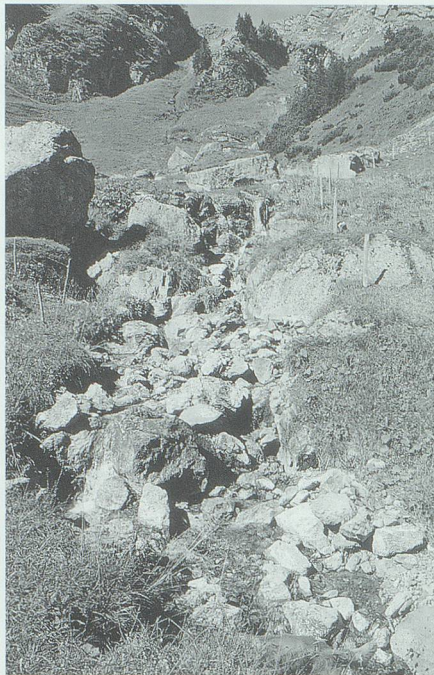
die Sau? – Die war wirklich zu Hause! Sie hatte den Weg ohne den Hirten gefunden. Am Nachmittag suchte der Rübibueb den Ort des Hexentanzes nochmals auf. Und siehe da! Da stand der Eichenstock, da hatte es noch Fohlentritte, da war auch der Tanzring – neun Schuh breit. Kein Gräslein mehr und kein Kräutlein; alles war in den Boden gestampft. Und aussen herum waren die Sträucher gestrupft und geschunden, als ob ein Hagelwetter darüber gefahren wäre ...¹²

In Sax und in Sennwald kennt man die Geschichte von einem Wilderer am Saxerberg, der ebenfalls Bekanntschaft mit dem Teufel gemacht haben soll; die Geschichte erklärt gleichzeitig auch die Entstehung der Kreuzberglöcher:

Am Saxerberg, im obersten Hof, wohnte einst ein schlauer Bauer. Auf seinem einsamen Gehöft graste viel Wild, Rehe und Gämsen, und taten ihm grossen Schaden. Deswegen glaubte er sich berechtigt zu wildern, um sich schadlos zu halten, trotz des Wildbanns zu Gunsten der hohen Obrigkeit. Als er eines Tages wieder Lust auf Wildbret verspürte und ihn sein Weib vor der Strafe der Freiherren warnte, meinte er: «Ach, der gnädige Herr regiert gar weitab von hier auf seinem Schloss Forstegg, und sein Wildheger ist zu faul, hier herauf zu steigen. Soll mich der Teufel holen, wenn sein Vogt mich beim Wildern erwischt!» Da stand der Bocksfüssige wie aus dem Boden gewachsen vor ihm und sprach: «Ich will dich vor allen Gefahren dein Leben lang bewahren, doch unter einer Bedingung: Wenn du zum Sterben kommst, so sei deine Seele mein, solange die wilden Schroffen der Saxer Berge unversehrt zum Himmel weisen. Diesen Akt beschwöre mit des Teufels Eid, mit fünf ausgestreckten Fingern, so wie jene fünf Zinnen der Kreuzberge als ein Wahrzeichen stehen bis in alle Ewigkeit!»

Der beschlagene Saxer bedachte sich nur einen Augenblick lang, dann schwor er nach des Teufels Geheiss. Kaum war der hinkende Versucher entschwunden, machte sich der Wilderer auf den Weg und stieg hinauf zu den Heubergen, hinan bis zum Fuss des mächtigsten Felsenturms. Dort oben entnahm er seinem Rucksack Hammer und Meissel und schlug in einen weissen Gesteinsfleck das Zeichen des Kreuzes.

Danach lebte er viele Jahre unbesorgt als Bauer auf seinem Hof, als Holzer und Fuhrmann im Wald und als Wilderer in



Der Fal trennt die Alpen Imalschüel und Altsäss. Er ist Sühneort für eine der vier «himmelschreienden» Tod-sünden. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Fels und Tobel, und niemals geschah ihm ein Unglück, noch ertappte ihn der Wildhüter. Und als er, hochbetagt, fühlte, dass der Tod anklopfte und seine Frau das Seelenfenster¹³ öffnen wollte, da sprach er: «Ach, liebe Kathri, lass doch zuerst den Teufel herein, ich habe bei ihm noch eine alte Rechnung offen.» Da trat der Teufel in die Stube, rieb sich die Hände und sagte: «Nun, mein alter Fuchs, bist du bereit?» – «Oh, du mein Trost, du könntest mich erbarmen, wenn du im Sennwald nicht Dummere erwischen würdest. Schau dir doch die Felsenzinnen genauer an und sage mir, ob diese unversehrt sind!»

Der Teufel humpelte vor das Haus und sah am Felsen das Zeichen des Kreuzes. Da wusste er sich überlistet und griff in entsetzlicher Wut nach den Baumstämmen, die auf dem Holzplatz lagen, und schleuderte diese gegen die Felszinnen, dass es blitzte, donnerte und krachte, als ob die Hölle aufgebrochen wäre. Die mächtigen Geschosse fuhren durch die Felsen und schlugen drei grosse Löcher hinein. Dann fuhr der Teufel ab und mit ihm das Unwetter. Der alte Wilderer aber lächelte, faltete fromm die Hände, und seine Seele verliess das Haus durch das Seelenloch.

Und wenn der Teufel in einem Gewitter über den Roslenfirst reitet, so sieht man durch die Wetterlöcher der Kreuzberge das böse Wetter kommen und läutet mit den Kirchenglocken Sturm. Fällt aber der Strahl der Abendsonne durch die Felsenfenster ins schattige Tal hinaus, dann den-geln die Bauern ihre Sensen zur Heuernte für den kommenden Tag.¹⁴

Spuk- und Gespenstergeschichten

Eine wichtige Rolle für unsere Vorfahren spielten die Erzählungen von den Geistern und Gespenstern. Kriminelle Zeitgenossen, die während ihres Lebens grausam gehandelt und Schandtaten verübt hatten, die vor Gericht nicht belangt werden konnten, finden im Tod keine Ruhe. Ihre unerlösten Seelen gehen als Wiedergänger um Mitternacht um, meist auf Kirchhöfen, an Wegkreuzungen, am Ort ihres Todes oder ihres ungesühnten Frevels.

Vor inzwischen bereits 200 Jahren liess ein Altendorfer sein Vieh im Feldrietli weiden. Beim Hüten bemerkte er ein ihm unbekanntes altes Weiblein auf einem Baum sitzen, welches einen schlechten Strohhut aufgesetzt hatte. Als er sich näherte, sah er, dass das Weib kopflos war. Er erschrak, eilte heim, erzählte, was er gesehen hatte, wurde krank und starb bald darauf.¹⁵

In der Rheinau und bei den Burgerauer Häusern sah man hie und da gar feurige Männer. Ein lediger Bursche sah einmal hinter einem Baum einen Vermummten. Er packte ihn, warf ihn auf die Erde, um ihm ins Gesicht zu schauen: der Umgeworfene hatte einen Totenkopf.

Bei der Mädlibrücke unterhalb Werdenberg sieht man einen schwarzen Mann. Bucklig geht er hinter den Felben und Eichen der alten Strasse entlang auf und ab. Wehe dem, der diesen bösen Geist stört!¹⁶ Um Mitternacht, so erzählt eine Buchser Sage, sprengt ein Reiter den senkrechten Geissbachfall hinauf, mitten durch die Fluten des Geissbachs dem Berggut Dörnen zu und verschwinde dann plötzlich. Ein Geisshirt hatte, als er reichlich spät über Stangenbühl und über die Nasabrugg hinauf zu seinem Nachtlager im Geissgaden heimkehrte, den kurz zuvor verstorbenen Geissbachzopfi genau erkannt. Zopfi war der jüngere von zwei auswärtigen Köhlern, die vor langer Zeit zuunterst im Maienpfüfis Holzkohle

brannten. In mühsamer Arbeit brachten sie diese erst über die Nasabrugge und dann durch den Sütterweg über Schwendi und Spunterära nach Maladorf¹⁷ hinab, wo sie die Kohle von Zeit zu Zeit an einen Zwischenhändler verkauften.

Eines Tages aber war der ältere der beiden Köhler wie vom Erdboden verschwunden; er tauchte auch nie wieder auf. Der Geissbachzopfi hatte vor dem Verschwinden seines Kumpels noch einen Hornschlitten mit Holzkohle beladen und ins Zwischenlager nach Maladorf gezogen. In Buchs wartete der grosse Zahltag für die Kohle eines ganzen Sommers. Daher war im Dorf auch Grosseinkauf für den Winter vorgesehen. Stattdessen aber sah man den Zopfi noch eine Woche nach der Auszahlung des stattlichen Lohnes für die beiden Köhler in feuchtfrohlicher und zwielichtiger Gesellschaft. Den splendiden Grossverdiener liess man in den Gasthäusern wie einen Zaren hochleben. Zeugen wollten wissen, dass Zopfi vor dem Heimweg das letzte Gasthaus dann aber völlig abgebrannt verlassen hätte.

Das Volk nahm also an, dass bei der Rückkehr ins Maienpüfuis der Empfang des völlig mittellosen Festbruders Zopfi durch seinen Kumpel kaum eben herzlich gewesen sein konnte. Vielmehr glaubte

man, dass nach Zopfis enttäuschender Rückkehr im entlegenen Bergwald bald ein wüster Streit entbrannt sei, in dessen Folge sein Kumpan zu Tode gekommen und die Leiche durch Zopfi zum Verschwinden gebracht worden sei.

Zopfi aber hatte selbst bei den härtesten Verhören durch die Richter stets darauf bestanden, dass er seinen alten Kumpel bei seiner Rückkehr nicht mehr angetroffen habe, da dieser auch zuvor schon ab und zu einige Tage blau gemacht hätte. Weil die Indizien für das Gericht nicht ausreichten, um Zopfi zu verurteilen – es war schliesslich auch nie eine Leiche gefunden worden –, wurde er vom Verdacht, ein Verbrechen begangen zu haben, freigesprochen. Die Meinung des Volkes aber war gemacht, daran hatte auch das gegenteilige Gerichtsurteil nichts zu ändern vermocht: Im Maienpüfuis musste ein Mord geschehen sein!

Als viele Jahre später Zopfis Tod bekannt wurde, wartete männiglich auf ein Zeichen des Himmels, denn die vermeintlich ungesühnte Tat war im Volk noch keineswegs vergessen. Und zufällig war es der fromme Hirt vom Geissgaden, der bald darauf bezeugte, Zopfis Geist erkannt zu haben. Just an der Stelle des vermuteten Verbrechens, bei jenem Kohlplatz, wo Zopfi seinen Gefährten einst habe in Rauch aufgehen lassen, sei der Mörder

um Mitternacht auf einem Schimmel bachaufwärts gesprengt. Zopfis Schuld ist durch die überirdisch verordnete Strafe also bestätigt worden. In der Volksmeinung hatte diese Schuld ja trotz des Freispruchs vor Gericht stets bestanden.¹⁸

Kobolde und Schreckgestalten

Sagen von gutmütigen und boshaften Kobolden sind weit verbreitet. Diese Geister treten oft in Gestalt der Erdmännchen oder wilden Mannli auf. Das Grestamannli beispielsweise prüft die Leute in Wartau auf ihre Gastfreundlichkeit; es dient ihnen gegen geringen Lohn und wird regelmässig durch den Überlohn oder das Trinkgeld vertrieben. Ungastlichkeit aber bestraft es hart. Andere Kobolde sind das Grääggi, das Wüetihö, das sich unter anderem im Gewitter zeigt, oder auch das Bachgeschrei. Sie alle wollen mit ihrem Aussehen und ihrem unheimlichen Lärmen die Menschen erschrecken, manchmal auch warnen.

Im Selva, zwischen Sevelen und Grestschins, wurden früher nächtliche Wanderer von einem dreizipfligen Laubsack erschreckt, der von einem Baum auf die Wiese fiel und geradewegs auf die Leute losrollte, als ob er sie unter sich begraben wollte. Man konnte sich nur dagegen wehren, wenn man sich sperrte, auf ihn einschlug und ihn wie wild mit den Füssen traktierte, bis der Laubsack plötzlich zu schreien anfang. Mörderisch rief dieser dann aus, wie ein wilder Kater, wie eine alte Eule, wie ein Löwe, wie ein Wolf oder wie ein wütender Eber. Man hätte meinen können, eine ganze Arche Noah wäre in dem Sack versteckt. Dann rollte er hinunter durch das Töbeli, hinunter bis zur Chalchwiese – ein Gebrüll und ein Geschrei, das von den Felswänden und vom Wald widerhallte, und die Buchen und Lärchen rauschten dazu, als ob der Föhn hineingefahren wäre. Das Bachgeschrei

12 Nach Gabathuler 1983, S. 132ff.

13 Das *Seelenfenster* war eine kleine Öffnung in der Wand des Sterbezimmers, das der Seele des Verstorbenen den Weg nach draussen und in den Himmel ermöglichen sollte.

14 Nach Aebi 1962, S. 132ff.

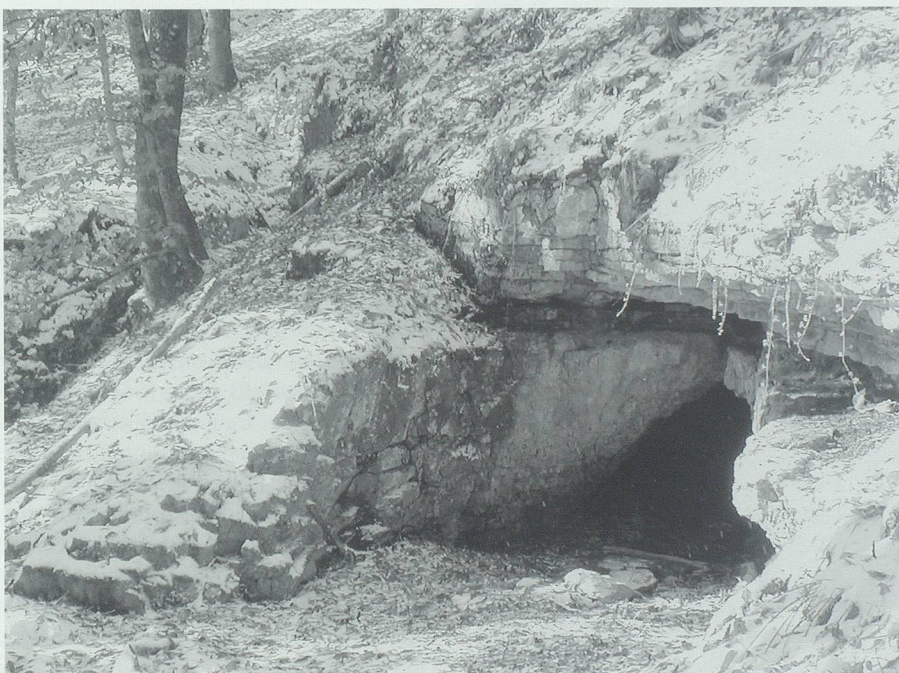
15 Nach Kuoni 1903, S. 61.

16 Nach Senn 1862, S. 294ff.

17 *Maladorf* ist der alte Buchser Dorfteil *Alten-dorf*.

18 Nach Rhyner 1997, S. 29ff.

Im Wildemaanelöchli am Buchserberg hausten jene hilfreichen Zwerge, die den Föhn und das Zahnweh hassten und durch den Wegbau vertrieben wurden.



schlug schon manchem aufs Herz, und der eine oder andere hatte am andern Morgen einen geschwellenen Kopf wie eine Blache voller Bettfedern.¹⁹

Das Grääggi war bald klein und unscheinbar – eine Grille, ein Nachtvogel oder ein Kätzchen –, bald grösser als ein Schafbauch, ein Wurzelstock, ein Laubsack oder gar ein beladener Heuwagen. Mit seinem durchdringenden Geschrei brachte es die nachts herumstreunenden Burschen in Aufregung oder raubte den Erwachsenen den Schlaf, und arglose Knechte irrten – vom Grääggi verführt – halbe Nächte umher. Das nur im Sargan-

serland und im Werdenberg bekannte Grääggi wurde mit dem Verb *gräägga* 'weinen, heulen, schreien' in Verbindung gebracht. Oft, wenn es in seinen Lieblingsrevieren, in Hohlgassen, Waldlichtungen oder Bachrinsen, eilig dahin rauscht, kann der erschrockene Wanderer, der ihm begegnet, von dessen Gestalt nichts deutlich sehen als etwa die Augen, die aussehen wie zwei glühende Kohlen. Wird es auf seiner Wanderung geneckt oder gestört, so klappert, rasselt und schreit es in schauerlicher Weise. In Buchs ist dieser Nachtdämon als Wüetihö bekannt.

Das Dach des Scherms auf Elabria drohte einzustürzen, als der junge Chamm-Joas seinen Trag Eisen darauf abstellen wollte.



Im Vordergrund der Begegnungen mit dem Grääggi stehen wohl die zahlreichen Irreführungen. Die mit ihm gemachten Erfahrungen lehren die Zuhörenden, die Neugier im Zaum zu halten und sich nicht mit ihm einzulassen. Wer dies missachtet, den verführt das Grääggi und schadet ihm.²⁰

Weisse Jungfrauen und verwunschene Seelen

Ein altes, in ganz Europa und auch im Werdenberg sehr bekanntes Motiv der Volkssage, das bis ins 13. Jahrhundert zurückgeht, ist der Erlöser in der Wiege: Eine weisse Jungfrau oder eine arme Seele, deren Erlösung misslingt, klagen, dass sie erst wieder erlöst werden können, wenn ein junger Baum herangewachsen, geschlagen und aus seinem Holz eine Wiege gezimmert sei.

So hatte auch einst im Schlosswald bei Forstegg ein Weib Laub gesammelt. Ein hübsches Fräulein kam zu ihm und sagte: «Ich bin ein verwünschtes Fräulein; tue, was ich dir sage, so werde ich erlöst und du wirst glücklich. Mitten in der Nacht komm hierher, ein Hündchen wird dann zu dir kommen. Diesem gibst du mit der Rute drei Streiche.»

In der Nacht kam das Weib, das Hündchen war da. Beim ersten Streich kamen allerlei hässliche, furchtbare Tiere zum Vorschein. Beim zweiten Streich fielen die Berge donnernd zusammen, die Erde öffnete sich, einem bodenlosen Schlund entstiegen Feuerflammen und Rauch. Das Weib liess die Rute fallen. Da kam das hübsche Fräulein, jammerte und sagte: «Nun muss ich wieder zurückkehren ins Innere der Erde und dort auf meine Erlösung warten. Wenn das Kind gross wird, das in der Wiege schläft, die man einst aus dem Holz jenes Bäumchens machen wird, darf ich erst wieder einen Versuch machen.» Hierauf verschwand das Fräulein und wurde seither nicht wieder gesehen.²¹

Die Sage vom unseligen Fräulein von Hohensax ist ebenfalls dieser Sagenkategorie beizuzuordnen: Es ist jetzt schon lange her seit jenem Fasnachtsmontag, als im Gasthaus zum Engel in Gasenzen ein schönes Fräulein zum Tanz erschien, das sogleich die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich zog. Es war ohne Begleitung gekommen, und niemand unter den Anwesenden hatte es jemals zuvor gesehen. Dem Aussehen nach musste es aus vor-

nehmen Kreisen stammen. Das edel geformte, blasse Gesicht, die feinen, schmalen Hände und die kostbaren Kleider hoben es vom einheimischen, bäuerlichen Volk deutlich ab. Obschon die Unbekannte während des ganzen Abends der Mittelpunkt neugierigen Interesses war, gab sie sich kühl und zurückhaltend und liess sich auf keinerlei Gespräch ein. Den Aufforderungen zum Tanz aber folgte sie jedes Mal bereitwillig und freundlich.

Nach Mitternacht machte sie sich zum Aufbruch bereit. Der Bursche, der am häufigsten das Vergnügen gehabt hatte, mit ihr zu tanzen, bot ihr in unbeholfenen Redewendungen das Geleit an. Sie erklärte mit kurzem Nicken ihr Einverständnis und schritt gleich zügig Richtung Gamschol. Der Jüngling, jeder Aufdringlichkeit abhold, blieb stets ein paar Schritte hinter der Fremden zurück, was ihr offenbar nur recht war. Doch als die letzten Häuser schon weit hinter ihnen lagen, hielt sie an, liess ihren Begleiter herankommen und sagte, der Weg sei noch lang und werde jetzt immer schlechter. Ob er wirklich noch weiter mit ihr gehen wolle? Daran liess der Gasenzler keinen Zweifel. Hierauf drehte sie sich wieder um, und beide stapften weiter, dem Saxerberg zu. Mitten im stockdunklen Wald, dort, wo ein paar letzte zerfallene Mauern an das alte Saxer Schloss erinnern, stand die Schöne wiederum still und sprach ihn zum zweiten Mal an. Sie stellte sich vor als ein verwünschtes Edelfräulein von Hohensax, das umzugehen verdammt sei, bis es von einem Menschen guten Willens erlöst werde. Ihr Begleiter könnte dies erreichen, wenn er es fertig brächte, die drei Tiere zu küssen, denen sie bald begegnen würden. Noch während sie so redete, verwandelte sich die alte Ruine hinter ihr in eine stolze Burg, deren mit flatternden Fahnen geschmückter Turm hoch in den Nachthimmel ragte.

Der entegeisterte Wegegefährte hatte kaum seine Hilfsbereitschaft bekundet, als eine Schlange vor seine Füsse kroch. Ohne Angst packte er sie im Genick, hob sie auf und küsste sie. Gleich danach krabbelte ein leuchtender Salamander über den Weg. Auch diesen ergriff er und drückte ihm seine Lippen auf die schlüpfrige Haut. Das dritte Tier aber war eine hässliche, dicke Kröte, deren schleimiger Körper mit Warzen übersät war. Mit weit vorkullenden Augen beäugte sie den Gamsler. Dieser hielt einen Moment inne, denn

ihr Anblick stiess ihn über alle Massen ab. Doch wie er so zuwartete, wuchs die Kröte zusehends und erreichte eine Furcht erregende Grösse. Ein Blick auf das etwas abseits verharrende Edelfräulein gab dem jungen Mann jedoch neue Kraft. Mit weit ausgestreckten Armen hob er das scheussliche Wesen vom Boden auf und zog es widerstrebend gegen sein Gesicht. Weil ihn dabei der Ekel immer stärker schüttelte, zauderte er erneut. Daraufhin scholl das garstige Geschöpf in seinen Händen noch weiter an und stiess seinen keuchenden Atem gegen ihn aus. Und da – er konnte nicht mehr anders – liess er es zu Boden plumpsen!

Das Fräulein stiess einen Schrei aus, der dem Jüngling durch Mark und Bein fuhr, und anstelle der stolzen Burg sah er wieder die kläglichen Mauerreste. Unter jämmerlichem Schluchzen gab die Unselige zu verstehen, dass es nach diesem Versagen nun wieder sehr lange dauern werde bis zum nächsten Rettungsversuch. So lange nämlich, bis das kleine Tännchen auf der Burgruine zur Schlagreife herangewachsen und gefällt, aus seinem Holz eine Wiege gezimmert und das erste Büblein, das darin gelegen habe, zum Mann herangewachsen sei! Erst von diesem dürfe sie sich dann wieder zum Tanz auffordern und heimbegleiten lassen. Mit diesen Worten verschwand sie im dunklen Gemäuer. Auch Schlange, Salamander und Kröte waren nicht mehr zu sehen. Eine unheimliche Stille umgab den Gasenzler, der sich verstört auf den Waldboden niederhockte. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen und rührte sich stundenlang nicht vom Fleck. Auf einem Tanzplatz hat man ihn sein Leben lang nie mehr gesehen.²²

Irrlichter und Poltergeister

Auf einem Berggut haushaltete einst ein Pärchen mit seinen drei Kindern. Die Familie hätte es gut gehabt, wenn der Mann nur etwas mehr Meister über sich selbst gewesen wäre und gearbeitet hätte, wie es der Brauch ist. Er war aber Holzfrevler, Wilderer, Fischfrevler und bei Gelegenheit auch Schmuggler.

Seine Frau konnte nichts dagegen tun, nicht mit Liebe und nicht mit Güte, nicht mit Betteln und auch nicht mit Tränen und mit Keifen. So gab es Geld in der Familie ohne Arbeit. Das ist das Böseste, das es auf der Welt gibt: zuerst ein Hutli²³,

dann ein Bettler, und zuletzt kommt der Teufel! Wenn der Mann einmal zu Hause war, was nur selten vorkam, wurde er wütend, und nichts war recht: das Essen nicht, die Ordnung nicht, und was seine Frau gearbeitet hatte auch nicht. Aber beim Wein war ihm wohl, als wäre er im Himmel, da war er stark, da war er reich, da war er gescheit! Aber eines Tages erwischte ihn der Bannwart mit einer gestohlenen Latte; das gab eine wackere Busse. Dann stellte ihn der Wildhüter mit einem erlegten Rehbock. Man nahm ihm die Waffe weg, und an der Busse hatte er ein halbes Jahr zu kratzen. Er liess sich ans Schmuggeln, das anfänglich gut ging. Aber eines Tages hatte die Katze den Vogel: er wurde eingesperrt. Als er entlassen wurde, war es fertig mit Trinken, es reichte vorerst noch für eine Flasche, dann noch zu einem Glas, dann nicht einmal mehr dazu. Jetzt verschleppte er das Haushaltsgeld. Seine Frau wehrte sich dagegen, aber es nützte nichts. Es gab Schulden. Der ewige Kummer und die Sorgen, der ständige Unfriede und der tägliche Streit machten die Frau mürbe. Sie erkrankte, und als er wieder einmal im Gefängnis sass, starb sie. Die Kinder kamen ins Waisenhaus, und das Berggut musste wegen der Schulden veräussert werden. Als er entlassen wurde, bewirtschaftete es bereits ein anderer und wärmte sich in seinem Nest. Der Mann setzte sich auf seinen Scheitstock, heulte wie ein Kind ohne Mutter. Nun erst sah er ein, was er einst besessen und jetzt verloren hatte. Als es einnachtete, ging er fort, todmüde; er schleppte sich ins Tobel hinaus, drehte sich eine Bastschlinge, kletterte auf eine Tanne und erhängte sich an einem Ast. Man fand ihn erst im Spätherbst, verraten durch die Krähen.

Dieser Frevler, der seine Kinder ins Waisenhaus und seine Frau in den Tod getrieben hatte, war aus dem Tritt geraten, der Welt und dem Herrgott entfremdet. Deshalb geistert er jetzt als wildes Licht auf den Rietern, den Gräben entlang und

19 Nach Gabathuler 1983, S. 84f.

20 Nach Kuoni 1903, S. 62f., und Senti 2001, S. 338ff.

21 Nach Kuoni 1903, S. 42.

22 Nach Kessler 1991, S. 31ff.

23 Als *Hutli* wird im Werdenberg ein liederlicher, nichtsnutziger Trunkenbold bezeichnet.



Die unheimliche Begegnung zwischen dem Chamm-Joas und einer Hexe in Gestalt eines Eichhörnchens trug sich im Gebiet Elabria-Paschga zu.

durch die Tobel und zündet den Marchenrückern, den gefallenen Frauen²⁴ beim Waschen ihrer Kindbettwäsche und den Sauen beim mitternächtlichen Tanz.²⁵

Der wilde Geissler und der Falmaaⁿ auf Altsäss

Der wilde Geissler²⁶ zeigt sich im Gewittersturm, der von der Chammegg her über die Gufera und die Schafhalde nach Elabria herunter wütet. Heinrich Gabathuler lässt uns in dieser Geschichte an einem solchen Unwetter teilhaben, wie er es mit seinem Vater auf einer Alpwandlung erlebte:

Es dunkelte. Die ganze Welt lag still wie ein Grab. Kein Vogel zwitscherte, keine Hummel brummte, kein Bienchen war mehr an der Arbeit, kein Schmetterling wiegte fort durch den Wald und suchte die süssesten Blütenbecher, kein Blatt bewegte sich und auch kein Heuhalm – es

nachtete ein, wurde Nacht schon am Mittag!

Der Vater erhob sich und mit ihm der Bub. Zwischen zwei Felsbrocken sahen sie hinauf zur Chammegg. Von der Höhe herunter flatterte grausig und schwarz wie ein zerfetztes Bahrtuch eine Nebelfahne. Eine eiskalte Windböe fegte über die Steine daher, dass sich die Haare sträubten. War es Staub oder Rauch, den sie vor sich her trieb? Die Alpenerlen rauschten, sie bogen sich bis zur Erde, und die Wettertanne draussen am Hang ächzte wie ein alter Mann bei Atemnot. Die Nebelfahne kam über sie her, und auf der Egg sahen sie einen lehmgelben Schein im brandschwarzen Gewölk. Jetzt warf es ein paar mächtige Tropfen, und schon brach ein Sturm los, wie sie es kaum je erlebt hatten.

Plötzlich fragte der Vater: «Hast du ihn gehört? Gib Acht, das ist der wilde Geiss-

ler! Er lockt seine Tiere und will sie zusammenreiben!» Der Bub atmete kaum mehr vor Eifer und Hinhören. Im Tosen zwischen den Sturmböen hörte er, zuweilen ganz deutlich von dieser, dann wieder von der andern Seite her: «Gitzili! – Gitz, Gitz!» – dann ein feines Glöcklein, dann Jauchzen und Peitschenknallen.

Jetzt war es tiefe Nacht geworden! Ein Blitzen und Krachen – die ganze Welt im Feuer! Dem Buben fuhr ein Schlag durch den Leib, so dass er rückwärts fiel und neben dem Vater zu liegen kam, dem es gleich ergangen war. Am Hang drüben war die Wettertanne verschwunden, und nur der Strunk stand noch zerfetzt am Ort; ein grosses Scheit des Stammes hatte der Strahl²⁷ vor den Unterstand geschmettert. Nach einem ohrenbetäubenden Knall und schrecklichem Donnern folgten ein Dunst und ein Dampf, als ob die Höllenplatte gesprengt worden wäre;

es stank nach brennendem Schwefel, nach verbrannten Haaren und nach herbem Harz. Eine Windböe fegte den Gestank fort. Hagelschlossen, gross wie Eier, sprangen vom Boden hoch auf oder zersplitterten wie Glas am Gestein. Wieder ein Blitz, weiter unten, und ein Krachen! Jetzt rauschte es über die beiden her, es rasselte und prasselte an den Felsen, wie wenn fuderweise Grobkies auf die Erde geschüttet würde. Bald war alles weiss wie im Winter, kein Blatt mehr an den Erlen, die Rinde hing in Fetzen, und die Äste der Tannen waren wie gestriegelt.

Endlich liess das Wetter nach, es regnete nur noch kurz, es tagte wieder – hie und da noch ein Blitz, noch ein Grollen und Rumpeln oben in den Wänden und Flühlen. Der Sturm hatte sich gelegt, und die Sonne guckte zwischen den Dampffetzen durch, als ob sie sich schämte. Vater und Sohn zogen wieder los durch schuhtiefe Hagelkörner und froren dabei wie im tiefsten Winter.

«Jetzt hast du ihn gehört, den wilden Geissler! Der hat zu seinen Lebzeiten eben lieber an der Sonne und hinter dem Wind geschlafen, als dass er Acht gegeben hätte auf seine abschelligen²⁸ Ziegen. Sie entrannen ihm eines Tages und verstiegen sich in den Felsen, und bei einem ähnlichen Unwetter erfiel ihm der ganze Fasel. Nun muss er, sei es Tag oder Nacht, wenn ein Sturm dermassen loslegt, die Ziegen herbeilocken und heimbringen.»²⁹ Der Fal³⁰ im Altsäss ist ein mit Felsköpfen unterbrochener, sehr steiler Abhang, der bis in den Bann hinunterreicht, welcher die Alpen Altsäss und Malschüel voneinander scheidet. Darüber hinweg führt ein schmaler Fussessteig, das Falwegli, welches auf ungefähr zwanzig Schritte für Kühe und Pferde äusserst «fällig» ist. Unter und über dem Fal befinden sich schöne Kuhweiden.

So oft der Küher vom Altsäss mit seiner Herde auf diese Stelle kam, trennte sich das Kühlein einer armen Seveler Witwe von den andern Tieren, ging übers Falwegli hinüber, und der Küher hatte jedes Mal seine liebe Not, es wieder zur Herde zu bringen. Stockschläge oder ein scharfer Biss ins Ohr halfen nichts.

Auf herzlose Weise beseitigte er diesen Übelstand für immer: Er schlug einen Grotzen³¹, löste die Rinde weg und legte sie, die innere Seite aufwärts, aufs Falwegli. Als dann das Kühlein wieder den verbotenen Weg ging und auf die schlüpf-



Der hilfsbereite Kobold am Walserberg, der durch den nicht geforderten Lohn – ein Paar neue Schuhe – vertrieben wurde, hauste auf Gresta.

rigen Rindenstücke trat, glitschte es aus, verlor seinen Halt und fiel von Felsband zu Felsband in den Bach hinunter. Die arme Witwe mit ihren kleinen Kindern hatte ihr einziges Kühlein verloren!

Aber die Strafe kam. Der Hirt starb und fand keine Ruhe. Wenn man zu gewissen Zeiten zum Falwegli kommt, hört man in der Tiefe unten ein Ächzen und Stöhnen, ein Jammern und Wimmern, dass einem ganz unheimlich wird. Diese Töne kommen immer näher. Schliesslich sieht man einen Mann, der mit grösster Mühe und Anstrengung eine Kuh heraufschleppt. Sobald er sie auf dem Falwegli hat, stösst er sie wieder hinunter und verschwindet dann nach wüstem, Mark durchdringendem Gelächter.

Es ist nicht zufällig, dass die fallende Kuh in den vielen Sagen dieser Art einer armen Witfrau gehört: die Schädigung der Witwen und Waisen gehört zu den «vier himmelschreienden Todsünden».³²

Von hilfreichen Zwergen und wilden Mannli

In der Sagenwelt unserer Vorfahren lebte ein ganz eigenes Völklein, nämlich Zwerge, klein wie zehnjährige Kinder, aber mit Nerven wie Draht. Die Männlein waren über und über behaart wie die Bären, und an Händen und Füssen hatten sie eine Haut, hart und rau wie Eichenrinde.

Anstelle von Gürteln trugen sie Eichenkränze um den Leib.

Die Weiblein aber hatten Gesichter wie die Engel, waren fein gesponnen, weisshäutig und zart, mit falchem Haar bis auf die Füsse, worin sie sich verstecken konnten. Deshalb brauchten sie keine Kleider für den Winter, keine Strümpfe und keine Schuhe. Wenn aber der Januarwind hie und da gar arg pffiff und fitzte, dann rieben sie sich ein mit Salbe aus dem Knochenmark der Murmeltiere, versetzt mit der Galle des Fuchses, mit Augen der Elstern, mit Krötenurin und mit Kupfernatterngift.³³ Wenn sie sich damit eingerieben hatten, konnten sie im Schnee schlafen

24 *Gefallene Frauen* sind Ehebrecherinnen, Abtreiberinnen und Kindsmörderinnen.

25 Nach Gabathuler 1983, S. 165ff.

26 *Geissler*: Geissshirt, Ziegenhirt.

27 *Strahl*: Blitz.

28 *Abschellig*: naschhaft, neugierig, eigensinnig.

29 Nach Gabathuler 1983, S. 135ff.

30 Der *Fal* ist eine gefährliche Stelle, wo Mensch und Tier zu Tode fallen können.

31 *Grotzen*: Tanne oder Fichte.

32 Nach Kuoni 1903, S. 65, und Rhyner 1997, S. 42ff.

33 *Kupfermatter*: Kreuzotter.

wie in einem Flaumbett. Und Stimmen hatten sie wie silberne Glöcklein. Wenn sie sangen, schwiegen die Amseln und Finken, die Lerchen und Distelfinken; und die Rehe, die Eichhörnchen, die Murmeltiere und die Hasen vergassen das Fressen. Sie hatten grossen Zusammenhalt untereinander wie die Bienen: Wenn einem Wilden ein Dienst erwiesen wurde oder ihm jemand etwas zuleide getan hatte, so ging dies das ganze Völklein an. Zu Hause waren sie im Wald unter Wetzertannen, in Felsspalten und überhängenden Wänden, in Höhlen, Felsschründen und Tobeln. Die Kinder zogen sie mit Gämsmilch auf. Deshalb hatten sie keine Höhenangst und waren schwindelfrei, wenn sie mit den Gämsskitzen in den Felswänden Fangspiele machten. Ihre Küche war schmal: aus Mehlbeeren machten sie Brot, eine Art Fladen. Daneben gab es noch Wurzeln zu essen und allerhand Kräuter, Beeren und Nüsse, Bucheckern und Eicheln. Anstelle von Pfeffer und Salz verwendeten sie Wermut und Kümmel. Sie hielten kein Vieh, weder Schafe noch Ziegen; sie pflanzten auch nichts an,

weder Weizen noch Gerste. Sie nahmen nur gerade das, was ihnen der Wald und der Boden lieferten. Ihr Brot machten sie aus Erde, und sie wohnten in Höhlen. Den Wind und das Zahnweh aber hassten sie grenzenlos.

Mit den Bauersleuten hatten sie es gut, sie halfen ihnen, wo sie nur konnten, und erteilten ihnen Ratschläge für gute und kranke Tage in Haus und Stall. Wer ihnen gehorchte, hatte gar nichts zu befürchten. Für ihre Guttaten heischten sie keinen Lohn, man gab ihnen aber zu essen und zu trinken, was man hatte, oder etwa ein Nachtlager im Heu oder Stroh. Waren sie mit einer Arbeit fertig, verschwanden sie und wurden nicht mehr gesehen.

Nur die Stadtfräcke, die mochten sie nicht ausstehen; die stanken alle wie die Pest, und vor ihren grauen Steinhaufen, den Palästen, worin sie hausten, grauste ihnen. Sie wichen auch Strassen und Wegen, Brücken und Stegen aus, so gut sie konnten, denn das habe alles der Böse eronnen und angeraten. Alle Wurzeln und Kräuter, die guten wie die schlechten mit ihren geheimen, unheimlichen Kräften

kannten und pflegten sie, und das Eisen im Gonzen sowie die Wasserquellen in den Felsen verwahrten sie treulich. In der kürzesten Nacht hielten sie Chilbi auf dem Heidenboden bei Lafadarsch, unterhielten ein mächtiges Feuer, das bis zum Morgen brannte. Da sangen und tanzten sie, denn das war ihr Fest.

Sie kannten viele Künste, die sie auch ausübten. Sie schnitzten zum Beispiel aus Ahornholz Tassen, Schüsseln und Löffel, die man kaum zerstören konnte. Sie hatten sie gesotten in einem besonderen Gebräu – in Gämsschotte –, gewürzt mit Rinde von halbjährigen Eichen und vermischt mit Spitzbeeren und Siegwurz, in einem grossen, kupfernen Kessel oben auf dem Heustock, wo sie mit Alpenerehlenholz ein Feuer unterhielten, ohne dass je ein einziger Heuhalm verbrannt wäre. Aber eben, man hat sie durch den Weg- und Strassenbau ins Bündnerland vertrieben, dorthin, wo es noch Tobel, Wälder und Berge gibt, die nicht durch Strassen erschlossen sind.³⁴

Unweit der Buchserberghäuser ist im Wald das Wildenmaanelöchli, eine Fel-

Einstmals Feanggen-Gebiet: Die Ur-Gauschla muss damals mit ihrem First viel höher in die Wolken hinaufgeragt sein.



senhöhle, die, wie viele erzählen, eine halbe Stunde weit in den Berg hineingeht. Unter dem Boden werden aber Distanzen meistens überschätzt. Die Höhle verzweigt sich in einer Tiefe von etwa hundert Schritten in drei kleinere Röhren und Spalten, welche nicht mehr passiert werden können. Ihr Name sagt schon, dass dort die wilden Mannli gewohnt haben sollen. Sie bereiteten ihr Brot aus roter Tonerde, dem Lehm, wie solcher an unseren Berghängen gefunden wird. Nicht umsonst litten sie sehr oft an Zahnschmerzen!³⁵

Ein armer Mann von Rans, der beim Geissbachtobel am Buchserberg dürres Holz suchte, fiel über einen Fels hinunter und brach sich ein Bein. Den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht musste er liegen bleiben und rief von Zeit zu Zeit um Hilfe. Endlich erschien ein wildes Mannli, welches, nachdem es erfahren hatte, was dem Ranser fehlte, sagte: «So, ist es nur das? Ich habe geglaubt, du habest Zahnweh!» und damit entfernte es sich wieder.³⁶

Das Grestamanni

Auf Palz am Walsberg hauste einst ein junges Ehepaar, der Tiis und das Anni, mit ihren zwei Kindern. Eines Morgens – es lag schon ordentlich Schnee – plante der Tiis, in den Wald zu gehen, um Holz zu schlagen. Das Anni jedoch wollte ihm das verwehren, weil sie in der Nacht geträumt hatte, man habe ihren Mann auf einem Schlitten heimgebracht. Der Tiis aber liess sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, zumal er mit zwei andern Bauern, den beiden Sursaisern, abgemacht hatte, und er die zwei beim Fällen der grössten Tanne auf der Gletti nicht sitzen lassen wollte. «Was sein muss, das muss sein! Vorsicht ist alles, und für das Andere sorgt ein Anderer», sagte der Tiis zu seiner besorgten Frau, «ich habe es versprochen, also gehe ich. Gott behüte euch!»

Aber bereits am frühen Nachmittag brachten ihn die beiden Sursaiser auf dem Hornschlitten, weiss wie frisch gefallener Schnee. Die Tanne hatte sich beim Fällen auf dem gefrorenen Strunk abgedreht und war anders als erwartet niedergegangen. Im tiefen Schnee hatte der Tiis nicht mehr zur Seite springen können, so dass die Tanne ihn erwischte und ihm das linke Bein unmittelbar unterhalb des Knies abgedrückt hatte.

Sie trugen ihn in die Stube und legten ihn auf den Faulenzer³⁷. Das schmerzte ihn dermassen, dass er beinahe ohnmächtig geworden wäre. Die Frau war zu Tode erschrocken, die Kinder schrien und plärrten. Die beiden Sursaiser versprachen, am andern Morgen ins Tal zu gehen, um den Chirurg zu holen. Die Frau machte dem Mann etwas Milch heiss, gab ihm diese zu trinken und wollte ihm die Kleider ausziehen. Kaum berührte sie jedoch das gebrochene Bein, glaubte der Tiis, er müsse vor Schmerzen alle Wände hinauf. Sie machte ihm deshalb Umschläge auf den Stiefel, fütterte und melkte das Vieh, und als sie endlich damit fertig war, bereitete sie das Abendessen zu, derweil die beiden Kinder wie ein Häufchen Elend beim Ofen eingeschlafen waren.

Plötzlich klopfte es draussen ans Fenster, und ein dünnes, feines Stimmchen bat um Einlass. Ein winziges, altes Männchen trat über die Schwelle, die Kleider in Fetzen, nass, ohne Hut, ohne Strümpfe und ohne Schuhe. Das einzige, was es trug, war ein graues Mäntelchen und einen grossen Haselstecken. «Herrjee, ohne Schuhe, und das mitten im Winter!», platzte Frau Anni heraus. «Selbstverständlich könnt ihr hereinkommen und hier bleiben. Ihr müsst aber mit dem Wenigen, das wir haben, Vorlieb nehmen. Ich will euch dort im Winkel ein Bett richten. Zieht euren Mantel aus und setzt euch zu Tisch. Ihr möchtet bestimmt etwas Milch?» Sie wollte ihm eine Tasse voll einschenken, aber das Mannli wehrte ab: «Nicht so viel, die dort drüben müssen auch Milch haben», und es zeigte auf die schlafenden Kinder. Jetzt bemerkte das Mannli auch, dass der Tiis nicht nur müde war, sondern immer wieder leise stöhnte, tiefer atmete, auf die Zähne biss und die Stirne verzog. Dann sah es den Umschlag über dem Stiefel. «Was ist mit euch los? Habt ihr Unglück gehabt?» Der Tiis bejahte es und erzählte, was geschehen war. Das Mannli erschrak, nahm das Schmutzlicht³⁸ und leuchtete ihm ins Gesicht. «Ja, ist der Chirurg noch nicht hier gewesen? Ihr seid ja noch angezogen. Der Umschlag nützt so überhaupt nichts. Das kann man so nicht lassen; es könnte den Kalten Brand geben. Man muss die Stiefel und die Hose ausziehen.» «Nein, nein, o jee, um Gottes Willen, lasst mich liegen. Ich habe heute Nachmittag schrecklich gelitten!», klagte der Tiis.

Das Männchen aber befahl der Frau, einen Sack mit Buchenlaub zu füllen und es fest hineinzupressen. Dann löste es die Schuhbündel und trennte die Hosennaht auf. Der Tiis staunte nicht schlecht, wie sorgfältig und umsichtig das Mannli dabei vorging. Seine Frau kam mit dem Laubsack, und der Wilde drückte einen tiefen Graben hinein. Dann zog er behutsam die Hosen und die Stiefel aus und bettete das blau angelaufene Bein in den Graben im Laubsack, so dass es dem Tiis sofort wohler wurde.

Obwohl das Anni dem Mannli ihr eigenes Bett zum Schlafen anbot, bestand es darauf, im Stall auf einem Streuehaufen zu schlafen. Es versprach auch, der Familie zu helfen, bis der Tiis wieder gesund sei. Als bescheidenen Lohn forderte es nur anständiges Essen sowie ein Paar Strümpfe, wie sie der Tiis trug. So besorgte das Männchen das Vieh, half im Haus mit und versorgte das gebrochene Bein, so dass selbst der Chirurg, der erst Tage später den Weg durch den tiefen Schnee gefunden hatte, ob der Kunst staunte, wie das Mannli das kranke Bein gepflegt, mit Heilkräutern und Schafwolle eingebunden und mit Rindenstücken gesichert hatte.

Nach vier Wochen entfernte das Mannli, das nicht nur das Vieh bestens versorgte, sondern auch jederlei Arbeit zu aller Zufriedenheit erledigte, den Verband an Tiisens Bein, das alle Farben des Regenbogens aufwies. Es bettete das Bein wiederum in den Laubsack und ermahnte den Tiis, fleissig die Zehen zu bewegen, den Fuss zu beugen und zu strecken. Später rieb es das Bein mit Murmeltierfett ein, verfertigte für Tiis zwei Krückstecken, hiess ihn aufstehen und damit umherhumpeln. Nach kaum vierzehn Tagen zerschlug es eine der Krücken auf dem Scheitstock und verbrannte die Stücke im

34 Nach Gabathuler 1982, S. 41ff. Die Gemeinde Grabs hat den Wilden Mann sogar zu ihrem Wappen erkoren. Die struppige, mit knorri-ger Keule und ausgerissenem Tännchen bewehrte Gestalt aber hat mit den wilden Leuten der Sagen an sich wenig zu tun. Ungleich näher stehen ihnen die verschiedenen Wetterkünder, so auch der Gröahüetler auf der Alp Palfris.

35 Nach Kuoni 1903, S. 58f.

36 Nach Kuoni 1903, S. 59.

37 Eine Art Kanapee oder Couch.

38 *Schmutz*: tierisches Fett, Unschlitt, hier Talglicht.

Ofen, obwohl das dem Tiis gar nicht gefiel. Jeden Tag besserte sich das Bein, und der Tiis konnte bald einmal wieder allein gehen, nachdem das Mannli auch die zweite Krücke verbrannt hatte.

Jetzt forderte es seinen Lohn. Das Paar Strümpfe hatte das Anni schon längst gestrickt; sie passten ihm wie angegossen. Als aber neben den Strümpfen auch noch ein paar kleine Schuhe standen, machte das Mannli zuerst Augen wie Sterne, zog die Strümpfe an, schwenkte die Beine und streichelte seine Waden und die Knie. Dann nahm es die Schühlein, beschaute sie ganz genau, zog sie sich ebenfalls an und begann zu tanzen. – Pätsch, schon sass es auf der Diele, machte ein Gesicht wie ein Henker, zog sich die herzigen Schühlein aus, als ob sie glühend wären, und warf sie unter den Ofen, so dass die alte Katze in mächtigen Sätzen davon sprang. Dann sauste der Wilde durch die Tür ins Freie, ohne «Gute Nacht» zu sagen und verschwand. Der Tiis suchte ihn überall: im Stall, auf dem Heulager, im Zustall, in der Pfnille³⁹, im Holzschopf – das Knechtlein blieb verschwunden, und er konnte die Arbeit wieder allein machen.

Nicht schlecht staunte der Chirurg, als der Tiis später die Rechnung für den winterlichen Gang auf Palz begleichen wollte. Ganz genau wollte er wissen, wie das Mannli vorgegangen war. «Für das bist du mir natürlich nichts schuldig. Du willst mich noch bezahlen; dabei habe ich selber viel gelernt. Wenn aber das Gresta-Mannli wieder einmal zu dir auf Besuch kommt, dann sei so gut und schicke es bitte zu mir!» «Das Gresta-Mannli?» – «Ja, das Gresta-Mannli!»⁴⁰

Von bärenstarken Leuten

Besonders kräftige Männer und Frauen waren über die Gemeindegrenzen hinaus bekannt. Sie genossen ein gewisses Ansehen. Vor allem am Berg und auf den Alpen war man auf sie angewiesen, wenn es darum ging, Nahrungsmittel, Holz und Gerätschaften zu transportieren. Kamen Pferd und Maulesel nicht mehr voran, legten die starken Männer Hand an und zogen den steckengebliebenen Schlitten aus dem Morast.

Vor bald 700 Jahren hatten sich die Walser, aus dem Bündnerland kommend, am Walsenberg und auf der Alp Palfris niedergelassen, eine fremde Rasse, grosse und starke Leute. Sie rodeten den Wald,

trugen Steine zusammen, machten Weiden und Äcker für Heidekorn, Hirse, für Roggen und Hafer, für Gerste und Hanf. Jede Haushaltung verfügte bald über ein eigenes Gütchen, einen kleinen Hof. Hart war ihr Leben, und streng war ihre tägliche Arbeit.

Die Kraft der Walser wurde aber nicht nur aus ihrer Körpergrösse erklärt. Die auf Palfris und im Calfeisental heranwachsenden Kinder durften von ihrer Kraft erst Gebrauch machen, wenn sie in der Lage waren, «en ghuffnata Redig voll gröa Holz» allein über einen Abhang hinaufzutragen. Keinen Jungen hätten die Walser zum Arbeiten angehalten, bevor

er nicht einen einspännigen Wagen allein über eine Tenneinfahrt zu ziehen vermochte.⁴¹

Beim Bau des Rathauses auf Palfris hatte der Junge des Chammjoas den Firstbalken allein aus dem Wald auf den Bauplatz geschleift, und auch die gewaltige Trittplatte davor brachten die beiden Chammjoasen her und setzten sie allein an die richtige Stelle. Sämtliches Eisen zum Bau des Rathauses brachte der Junge von der Schmiede in Azmoos in einem Trag auf den Berg. Als er auf Elabria seine Last auf dem Schermdach abstellen wollte, um sich etwas auszuruhen, krachte es im Gebälk. Trocken meinte der Hüene: «Wenn

Die grauweissen Bartflechten (*Usnea barbata*) – das Haar der Feanggen – finden sich bevorzugt an Fichten und Tannen im feuchten Bergwald.



du es nicht zu tragen vermagst, so mag ich es», und schleppte seine Last weiter.

Auf dem Tobelbord wollten zwei Malanser eine grosse Esche fällen. Da kam der Joas daher, schaute eine Weile zu und sagte: «Die Esche wird euch ins Tobel fallen.» «Ja, ja», meinte der eine, «wir werden sie halt im Tobel unten zersägen und spalten. Die Spältlinge tragen wir dann einzeln herauf.» Als die Esche umzufallen drohte, stellte sich der Chammjoas darunter, nahm sie auf die Schulter und warf sie oben auf die Ebene: «So werden bei uns die Bäume gefällt!», meinte er trocken.

Einmal aber hatte der Joas eine Bürde, worunter es auch ihm warm wurde: Auf der Letzi oben war es, als er sich auf dem Heimweg befand. Eben liess sich der Winter ein und die ersten Schneeflocken rieselten leise durch die Tannenäste auf den Boden. Der Joas stand still und horchte in den Wald hinein; es war ihm, als ob er ein Geräusch gehört hätte. Da schoss wie eine brennende Kugel ein feuerrotes Eichhörnchen von einem Tannenast in den Schnee, machte Männchen, kicherte und lachte mit feinem, haardünnem Stimmchen: «Gelt nur, dich habe ich erschreckt! – Jetzt sollten wir beide durch den Wald hinaufgehen, du auf den Chamm und ich ganz in die Nähe. Wenn du mich tragen würdest oder ich dich, müsste nur einer von uns den Weg unter die Füsse nehmen, und der andere könnte sich ausruhen. Was ist nun wohl das Gescheitere? Soll ich dich tragen oder du mich? Was meinst du, Joas?» Der Joas musste lachen über diesen grosshansigen, zündroten Haarwisch vor ihm im Schnee und sagte: «Wenn einer von uns beiden den andern hinauftragen soll, so trage ich dich wahrscheinlich mit weniger Mühe, als du den Joas.» «Ausgemacht und abgemacht!» kicherte das Eichhörnchen und sprang dem Joas auf die Schulter. – Der Joas kam nicht weit. Ihm war, als ob das Eichhörnchen schwerer und schwerer würde, zuerst etwa wie ein Murmeltier, bald aber wie ein ausgewachsener Ochse. Dem Joas trieb es den Schweiss, er begann zu taumeln, und seine Knie schlotterten.

Jetzt warf er das Eichhörnchen in des Teufels Namen vor sich in den Schnee, stand ihm mit dem Schuhabsatz auf das Köpfchen und zerdrückte es: «Da hast du den Lohn, du unverschämtes Aas!» Er musste sich setzen und schnaufte eine ganze Weile tief.



Auch im Salezer Schlosswald sollen sich einst Venediger als Goldsucher aufgehalten haben, die manche Kunst kannten, die andern verborgen blieb. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Aber am anderen Morgen brannte die Enzian-Grete unten auf der Gletti keinen Schnaps mehr aus rotem Holunder, aus Vogelbeeren, roten und weissen Enzianwurzeln; sie lag tot im Tril⁴², und als man sie rüstete für die letzte Fahrt auf den Friedhof nach Gretschins, hatte sie einen blauschwarzen Kopf, in welchem es raselte wie in einem Säcklein voller Baumnüsse!⁴³

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wohnte im Alten Haus auf Palfris der Walser Joggi. Sein Ruf, über ungewöhnliche Kräfte zu verfügen, drang offenbar über die Region hinaus und vermochte auswärtige Kraftmenschen anzulocken. Als der bärenstarke Chessler Tüüni aus Quartan eines Tages seine Kraft am Palfriser Joggi messen wollte, schlug dieser die Axt mit grosser Wucht in den Scheitstock und schwang ihn auf die Schultern. Nach einer anderen Erzählung liess Joggi den Scheitstock an der Axt ein paar Mal um sich kreisen. Der Quartner vergass, den Mund zu schliessen und zog sich kleinlaut zurück. Dabei hatten ihn auf der Berschner Alp fünf Knechte nicht von der Stelle zu rücken vermocht.

Von Zeit zu Zeit hatten die baumstarken Männer auf Palfris wegen Holzfrevels oder unerlaubter Jagd vor Gericht zu erscheinen. Zu Aburteilungen kam es zu-

mindest in den sagenhaften Berichten nicht. Wenn sich die Männer duckten, um in den Gerichtssaal zu treten, wichen die Richter und Schreiber zurück und liessen es bei der Vorladung und einigen Ermahnungen bewenden.

Als einst der Palfriser Joggi nach Mels vor das Gericht zitiert wurde, riss er unterwegs eine Tanne aus und schlug ihr im Zorn die Äste mit blosser Faust ab. Er benützte das Grötzli als Stock. Weil er etwas verspätet in Mels eintraf, vermuteten die Richter zuerst eine Geringschätzung des Gerichts und sannan schon darüber nach, wie man dem Palfriser den nötigen Respekt beibringen könnte. Dann kllirten aber plötzlich die Bleischeiben an den Fenstern des alten Rathauses, und Tannenäste verdunkelten den Gerichtssaal. In der Tür erschien der Joggi, gross und breit, und liess die Richter ungefragt wissen: «Was ich von Hand zu ziehen vermag, das darf ich auch fällen!» Seine Stimme

39 *Pfnille, Pfnilla*: Heuschopf.

40 Nach Gabathuler 1983, S. 17ff.

41 Nach Senti 2001, S. 55ff.

42 *Tril*: ebenerdige Schlafstelle, die mit Brettern eingefasst und mit Heu oder Laub gefüllt ist.

43 Nach Gabathuler 1983, S. 98ff.



Noch immer schaut der versteinerte Hans Joas, ein markanter Felsblock in der Flida, traurig auf sein Pejadam hinunter.

liess das Gericht verstummen. Der Joggi drehte sich um, stieg die Treppe hinunter und kehrte mit dem am Rathaus angelehnten «Stock» in der Hand den steilen Spinaweg hinauf nach Hause zurück.⁴⁴

Vom Riesengeschlecht der Feanggen

Vorstellungen von riesigen Wesen finden sich seit ältester Zeit und überall in den Kulturen der Welt. Giganten, Titanen und Zyklopen verkörperten schon in der griechischen Götterwelt die Naturkräfte. Bei den Germanen waren die Riesen vor allem die Gegner der Götter, die deren

Welt zerstören und dabei selber zugrunde gehen. In der Volkssage sind die Riesen meist die dämonische Verkörperung von Naturgewalten.

Die Gauschla mit ihren schrecklichen Felsschründen stach einst mit ihrem First viel höher in die Nebel hinauf. Wo sich an ihrem Fuss die grossen Geröllhalden und die haushohen Felsen befinden, hingesät wie ein Dorf, der Wald und alle Töbel, die Rufen und Schlipfe nebeneinander, da lag einst eine wunderschöne Alp, eine Alp wie ein Garten. Und unterhalb davon, beim heutigen Dorf Oberschan, stand eine mächtige Stadt. Wo sich früher der

See ausbreitete, standen das Rathaus und die Kirche. Die fürchterlichen Gräben des Mühlbachs und des Trüebbachs bestanden noch nicht; alles war beinahe eben, durchzogen von vielen Bächlein, lauter und klar wie silbrige Bänder.

Die Alp gehörte einem Riesengeschlecht, den Feanggen⁴⁵, wilden Männern, schrecklich an Gestalt und an Wuchs, mit Beinen wie Sägehölzer und Armen wie Schleipfbäume, mit ungeheurer Kraft darin. Ihr Haar glich dürrer Grasbüscheln, ihre Bärte waren feuerrot und reichten bis zu den Knien. Aber so fürchterlich die Männer auch aussahen, so lieblich kamen die Weiber daher: gross gewachsen und rank, eine Haut wie Samt und schneeweisse Seide, blaue Augen und rosa Wangen, ein Haar wie aus feinstem Leinen, bis zu den Füßen reichend. Damit sie nicht darauf standen, banden sie es im Nacken mit einer roten Weidenrute zusammen, nahmen es nach vorn über die linke Schulter, herunter über die Brust, nach hinten über die rechte Hüfte und wieder nach vorne über die linke. Dort banden sie es zu einer einfachen Schlaufe, die von einem Schlossring gehalten wurde. Kleider trugen sie keine, im Winter die Männer etwa ein Bärenfell über die Schultern und die Weiber ein Wolfsfell, das war alles, weder Schuhe noch Strümpfe, beinahe wie die Wilden. Anstelle eines Hauses lehnten sie eine Reihe Tannen an eine Felswand und füllten die Lücken und Spalten mit Tannenästen, Moos und Grasbüscheln aus. Das musste für das raue Wetter und für den Winter reichen. Von Waffen hielten sie nicht viel. Die Bären und Wölfe erlegten sie wie junge Katzen, warfen sie auf den Boden oder erwürgten sie und brietten das Fleisch am offenen Feuer.

War aber Krieg im Land, und der Feind zog über den Rhein, brauchten sie keine Spiesse und keine Schwerter. Dann rissen sie einfach eine Tanne samt den Wurzeln aus dem Boden, rupften die Äste mit den Händen weg und wischten mit diesem Besen unter den Feinden auf. Dann galten sie etwas bei den Stadtleuten, sonst aber waren ihnen diese nicht gut Freund. Die in der Stadt missgönnten den Feanggen ihren Alpgarten bis aufs Blut. Gern hätten sie ihn selber besessen und genutzt. Eines Tages aber kam eine Plage über die Riesen, wahrscheinlich die Pest oder sonst eine ansteckende Krankheit, und nur zwei Geschwister blieben übrig. Die

heirateten einander und bekamen ein Kind. Nun dachten die Stadtherren, jetzt könne man sie loswerden, das sei nämlich Blutschande – eine Todsünde – die zwei würden nun vor Gericht gestellt und verurteilt.

Richtig, die Feanggen erhielten durch zwei Boten Bericht, sie müssten sich in der Stadt vor dem Richter verantworten wegen dieses Kindes, und wenn sie etwa nicht erschienen, könnten sie dann sehen, wie es ihnen ginge. Zuerst lachte der Feangg über diese grossen Sprüche. Als sie aber von Einsperren und Aufhängen redeten, da schoss er hoch. Wie ein wilder Stier brüllte er los! Erscheinen würden sie dann schon, wahrscheinlich noch früh genug. Sie wüssten genau, was Recht sei, sie bräuchten nichts Geschriebenes, keinen Pfaffen und keinen Advokaten!

Der Gerichtstag kam, und der Feangg und sein Weib rüsteten sich und machten sich auf den Weg. Sie nahmen auch das Kind mit. Auf Zerdoteris sagte er, er brauche noch einen Stecken, man könne schliesslich nie wissen, ob man ihn noch brauchen würde. Er riss eine halbwüchsige Weisstanne samt den Wurzeln aus, entfernte die Äste und brach den Wipfel weg. Dann gingen sie weiter.

In der Stadt war alles auf den Beinen wie an einer Chilbi. Alles wollte das kleine Feanggli sehen und die Mutter, die den eigenen Bruder zum Manne hatte. Das war einmal etwas Neues für den Hochmut dieser Stadtweiber, um die Nase zu rümpfen und zu mupfen, zum Achselzucken und Flüstern, zum Händereiben und scheinheiligem Augenverdrehen. Am Stadttor sagte man dem Feangg, er müsse seine Tanne draussen lassen, sonst dürfe er nicht herein. Er aber lachte nur, er behalte seinen Stecken, sonst gehe er gleich wieder heim. Man machte ihnen überall Platz, bis sie vor das Rathaus kamen, wo die Richter bereits im Ring warteten und nebenan schon ein grosses Feuer brannte. Krieger mit Helmen, Spiessen und Schwertern hielten das umstehende Volk zurück, so gut sie konnten. Der erste der Richter hiess den Feangg, den Stecken beiseite zu legen. Er aber meinte: «Dieser Stecken gehört mir, und ich gehöre nicht euch! Wenn die Kriegerleute alle ihre Waffen ins Feuer werfen, gebe ich euch meinen Stecken. Wenn ihr das nicht machen wollt, dann behalte ich ihn!» Man stellte ihnen Stühle hin und hiess sie, Platz zu nehmen. Aber der

Feangg meinte, sie würden lieber stehen; die Stühle seien sowieso viel zu schwach und würden unter ihrer Last zusammenbrechen. Man solle endlich beginnen, sonst würde man nie fertig.

Der Richter verlas darauf die Klageschrift: Das sei Blutschande und Todsünde, wenn Geschwister als Mann und Frau zusammenleben würden, und darauf stünde der Feuertod, so wollten es ihre Gesetze und Gebote. Der Feangg meinte dazu: «Dass meine Schwester meine Frau ist, das wissen wir selber. Nach dieser Seuche sind von unserem gewaltigen Geschlecht nur wir zwei geblieben, das wisst ihr alle. Deshalb ist das keine Blutschande und auch keine Todsünde. Jetzt möchten wir wieder Kinder haben, dann könnte man euch wieder etwa helfen, wenn der Feind kommt. Ihr seid darüber schliesslich auch schon froh gewesen, wenn wir euch geholfen haben. Das andere ist unsere Sache und geht euch nichts an. Ich weiss genau, wo euch der Schuh drückt: Ihr wollt erben, bevor es Zeit ist. Darum macht ihr eine solch verfluchte Komödie. Nehmt euch aber in Acht!»

Darauf antwortete der Richter: «Ihr habt gehört, was der Feangg vorgebracht hat. Jetzt urteilt: Sind die beiden, der Mann und das Weib, schuldig im Sinn der Anklage?» – «Sie sind schuldig!» – «Und die Strafe?» – «Der Tod auf brennenden Scheitern! Ins Feuer mit ihnen allen dreien!», schrie und jauchzte das Volk.

Jetzt merkte der Feangg, dass es ernst wurde mit dem Theater. Mit einem mächtigen Satz sprang er zum Feuer, die Feanggin folgte ihm auf dem Fuss. Sie packte mit der Rechten einen Stuhl und schlug mit ihm auf die Krieger ein, die sie überwältigen wollten. Der Feangg aber wischte sie mit den Wurzeln seines Steckens weg wie Holzscheiter. Dann fuhr er mit diesem Besen ins Feuer und warf ein halbes Dutzend brennender Holzspältlinge ins Volk, einen zweiten Wisch und einen dritten auf die Dächer der Häuser. Die Reifröcke der Weiber fingen Feuer, und Flammen schlugen aus den Dächern. Im Hui war der Rathausplatz leergefegt. Jetzt nur noch schnell durch das Tor hinaus und weg aus diesem Ameisenhaufen! Wer noch im Weg stand, musste dran glauben. Das Tor aber war geschlossen, und eine Schar Krieger lauerte davor. Sie überschütteten die Feanggen mit Spiessen und Pfeilen. Aber der Feangg mostete sie zusammen, und die Feanggin, Rücken

an Rücken mit ihrem Mann, schlug mit dem Stuhl auf sie ein. Dann putschte er das Tor mitsamt dem Torbogen hinaus. Mit Pferden wurden sie verfolgt, aber keiner mehr kam ihnen zu nahe. Beim Steinbruch warteten sie, und die Feanggin lauschte ihrem Mann die Spiess- und Pfeilspitzen aus Bart und Haar. Dann stiegen sie den Berg hinan zur Schaneralp, wo sie sich wuschen, die Schürfungen und Kratzer pflegten, die sie abbekommen hatten. Vom Sennen verlangten sie Milch und zogen dann weiter hinauf auf die Gauschla, auf den höchsten Gipfel.

Plötzlich stand vor den Feanggen ein riesiger Schimmel ohne Sattel und Zaum, mit einem Kranzhaar wie das Haar der Feanggin und einem Schwanz wie eine Flamme. Der Feangg hockte sein Weib und das Kind auf den Schimmel, schwang sich selber hinauf und ritt in die Nacht hinaus – niemand kann sagen wohin.

Nun kam aber ein furchtbares Unwetter auf. Alle Winde, der Feldkircher aufgenommen, halfen einander. Der Föhn und der Gunzni stürmten Arm in Arm daher; der Föhn jauchzte, der Gunzni johlte, und der Urner hornte. Der Seewind geigte in den Felswänden, der Wildhauser piff alle Noten. Es nachtete ein – am Nachmittag! Blauschwarz zogen Nebelschwaden daher, dann weiss wie Schnee und gelb wie der Lehm der Berge. Die Blitze zündeten, alles stand im Feuer, und der Donner krachte, dass es das ganze Gebirge erschütterte. Alles schwankte und bebte. Hier fiel ein Brocken weg, gross wie ein Berg, dort wieder einer und wieder einer. Mit schrecklichem Tosen und Krachen rumpelten sie ins Land hinunter. Zuweilen hagelte es, und dann leerte es wieder wie aus Kübeln. Auf allen Seiten rauschten fürchterliche Bäche zu Tal; die schäumten und tosten wie die Wellen im Meeressturm. Alles verrüfnete, wurde verschüttet, hier wurden Gräben gegraben, dort ein paar zugedeckt. – Endlich hatte das Wetter ausgewütet, die Winde legten sich, hier noch etwa ein Blitz und ein Krachen, dann war es vorbei; die Sonne ging eben unter.

Am anderen Tag konnte man die Welt nicht mehr. Alles war eine Rufe, ein Schuttkegel, kein Wald, nicht das kleinste

44 Nach Senti 2001, S. 58ff.

45 *Fenken, Fengge*: Bezeichnung für riesige Naturgeister der Wälder und Berge (nach Brockhaus).

Plätzchen Gras, der Seveler Bach in einem schrecklichen Tobel, der Mülbach ebenfalls und auch der Trüebbach. Die Felsen von Gutenberg bei Balzers und Herrenberg bei Sevelen waren bei diesem Unwetter ins Land gefallen, die stolze Stadt weggewischt, Rathaus und Kirche versunken im See!

Der Wald ist wieder gewachsen; auf der ehemaligen Alp der Feanggen tragen die Tannen aber seither weissgraue Bärte – Feanggenhaar. Heute wird es Tannbart genannt.⁴⁶

Von goldenem Laub und anderen Schätzen

Bis ins 20. Jahrhundert hinein gehörten die Geschichten von Schatzgräbern und Schätzen zum Erzählvorrat in geselliger Runde. Die Erzählenden kannten die Felshöhlen und Löcher in den Mauern der Schlösser und Burgen und wussten von bestimmten Stellen in den Wäldern, auf den Weiden und Äckern, an denen es sich gelohnt hätte, nach Schätzen zu graben. Dazu kamen die Geschichten von den mehr oder weniger aufwändig vorbereiteten Schatzgräbereien. Misserfolge taten der Sache kaum Abbruch. Sie wurden auf Fehler der Beteiligten und ungünstige Umstände zurückgeführt. Die Hoffnung, durch kluges Verhalten allen Widerwärtigkeiten zum Trotz in den Besitz eines verborgenen Schatzes zu gelangen und so die ständigen Geldsorgen los zu werden, ist wohl unzerstörbar. So soll sich auch ein Versteck eines Schatzes in einer Kluft an der alten Schollbergstrasse befinden; weitere werden auf Forstegg, auf dem Herrenberg, im Hölzli, auf dem Wartauer Burghügel und auf Selva genannt. Auch das Motiv von Kohle, Laub oder Weizen, die sich bei richtigem Verhalten in lötiges Gold verwandeln, ist ein beliebtes Motiv dieser Sagen.

Ein Weib sammelte einst im Schlosswald Holz, sah dabei hübsches, glänzendes Laub und nahm eine Handvoll für das Kind mit nach Hause. Aber wie staunte die Frau, als aus jedem Blatt ein Goldstück geworden war! Eilig ging sie in den Wald zurück, um noch mehr davon zu holen, aber der rechte Augenblick war vorüber: sie fand kein Blättchen mehr.⁴⁷ Einmal gingen bei Nacht vier Musikanten in fröhlicher Stimmung bei den roten Buchen auf der Burg Wartau vorbei. Dort wurden sie sich einig, dem verstorbenen Grafen zu Ehren ein Stück zu spielen.

Während des Spiels erschien der Graf in weissem Gewand, verabreichte jedem ein Blatt und verschwand sogleich wieder. Drei Musikanten warfen ihre Blätter wieder weg; einer behielt das seinige, und als er am Morgen nachschaute, war es blinkendes Gold.⁴⁸

Vor Jahr und Tag war ein Geissbub mit seiner Herde beim ersten Abenddämmern müde vom Wald herunter nach Hause gekommen und bald danach zu Bett gegangen. Die Mutter aber bemerkte seufzend, dass die Hosen des kleinen Hirten einmal mehr arg zerrissen waren. Beim Ausbessern der schadhafte Stellen fiel zu ihrem namenlosen Erstauen aus einem der Säcke eine ganze Handvoll glänzender Goldstücke zu Boden. Am nächsten Morgen streckte die Frau ihrem Buben den Fund unter die Nase und fragte, wie er dazu gekommen sei. Der Knabe war zuerst selbst ganz überrascht. Dann kam ihm wieder in den Sinn, dass er am Vortag nahe bei seinem Weideplatz auf einer Waldlichtung eine Unmenge goldig glänzendes Laub gesehen und sich einiges davon in die Hosentasche gestopft hatte. Daraus musste inzwischen richtiges Gold geworden sein. Natürlich war das Kerlchen entschlossen, den gleichen Platz an diesem Tag wieder aufzusuchen und noch viel mehr von diesem kostbaren Laub heimzubringen. Die Stelle fand er auch mühelos wieder, vom Goldlaub aber nicht ein einziges Blättchen.⁴⁹

Eines Nachts lag die letzte Wilde im Goldloch beim Gamsberg mit argen Krämpfen in Kindsnöten. Ihr Mann eilte nach Oberschan, um die Hebamme zu holen. Diese erschrak beinahe zu Tode, als es hiess, sie solle den weiten, steilen und rauen Weg zum Goldloch am Gamsberg unter die Füsse nehmen. Der Wilde aber versicherte ihr, dass er sie ohne Laterne und ohne Kerze heil hin- und zurückführen und auch grosszügig entlönnen werde. Schneller als es die Hebamme je geglaubt hätte, kamen sie oben an. Sie verrichtete ihre Arbeit, und als sie das winzige Büblein und dessen Mutter versorgt hatte, wäre sie gern wieder heimgekehrt.

Der Lohn lag bereit. Eine Schürze voller Holzkohle sollte reichen, meinte der Wilde. Da zog zwar die Hebamme ein schräges Gesicht und liess die Mundwinkel fast bis auf die Schuhe hängen, sagte aber nichts dazu. «Nimm es nur», sagte der Wilde, «du hast es treulich verdient.

Gib Acht, dass du es nicht verlierst; es wäre schade darum.» Der Wilde brachte die Hebamme darauf wohlbehalten zurück bis nach Zerdoteris, wo er meinte: «Von hier weg kannst du dich kaum mehr verirren. Jetzt darf ich umkehren. Halte Sorge zu deinem Lohn, und vergelt's Gott!» Die Hebamme hörte gar nicht mehr richtig hin, brummelte etwas, ging hinüber zum Abhang der Dunkelgasse und leerte die Kohle unten aus. Das klang zwar etwas eigenartig; sie beachtete es jedoch nicht. Als sie am Morgen ihre Schürze ausschütteln wollte, sah sie mit Schrecken, dass der Kohlestaub golden war und ein paar Körnchen baren Goldes sich in den Fäden verfangen hatten. Das schreckte sie auf. Wie ein Reh eilte sie zum Fuss der Dunkelgasse zurück, jedoch keine Kohle und auch kein Gold waren dort mehr zu finden!⁵⁰

In der Heidachilcha im Hölzli stand auch der Jäger Leart wieder einmal an; es galt einem Häslein. Er stellte sich in den Einschnitt zwischen zwei Felsen, stand dort wie ein Marchstein und zuckte nicht einmal mit einer Wimper. Aber das Häslein kam nicht. Er wurde langsam müde, stellte dann endlich die Flinte etwas unwirsch mit dem Kolben auf den Boden. Das tönnte, als ob etwas Eisernes dort läge. Er sah nach und entdeckte zwischen den Steinen einen Kesselring aus dem Gras gucken. Er packte ihn, zog daran, grabschte Steine weg, riss Grasbüschel aus und brachte dann ein kupfernes Kesselchen an den Tag. Das war, o Wunder, eben voller Geld aus Silber und Gold, ein schwerer Trag! Erst als es dunkelte, ging der Leart mit seinem Jagdschatz heim, versteckte ihn im Keller und sortierte die Münzen. «Bei Gott, ein grosses Vermögen! Ja niemandem etwas sagen!», meinte er zu seiner Frau. Aber wie es so geht: Man hockt nicht immer auf seinem Maul, etwas sickert durch, die Leute fangen an zu munkeln – und eines Tages nahm man den Leart vor Amt ins Verhör. Aber er wollte von allem nichts wissen, und in seinem Haus war auch nichts zu finden. Sollte er einen solchen Fund besitzen, wie man da erzähle, würde er es sich wohl sein lassen. Er aber lebe schliesslich arm wie immer. Alles sei erstunken und erlogen. Zuletzt habe man ihn noch gefragt, was er denn meine, wem ein solcher Fund gehöre, man wisse ja nicht, wer ihn verloren habe. Da sagte der Leart, das sei halt so eine Sache. Er würde ihn demjenigen



Am einstigen Schaner See – Blick gegen Matinis und Plana – trat der «Gröahüetler» als strenger Strafer eines Marchenbrenners auf. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

überlassen, der schweigen könne. – Die Goldvögelchen, die Dublonen und Taler sind schon lange in alle Winde verfliegen, nur das Kesselchen blieb noch übrig. Wenn es dich wundert, sage ich dir, wo es ist!⁵¹

Von Venedigern und fahrendem Volk

Viele unserer Hügel und Berge enthalten mehr oder weniger reiche Erzdern, und an vielen Orten wurde in unvordenklichen Zeiten von unbekanntem Händen nach diesen Schätzen gegraben. Nun lag es am nächsten, alle diese Minenarbeiten auf das Zwergenvolk zurückzuführen. Die fremden Goldsucher haben darum so manche Züge behalten, die an die Zwerge erinnern. Für unbekannte Leute ist bald eine Bezeichnung gefunden; was nicht deutsch ist, heisst noch heute kurzweg welsch. Nun war ja Venedig seinerzeit ein reiches, glänzendes Staatswesen, und der Schluss liegt nahe, dass der Volksmund den Reichtum der schönen Lagunenstadt

auf solche geheimnisvolle Quellen zurückzuführen wusste. Endlich hat man noch in Betracht zu ziehen, dass ein gewöhnliches Menschenkind die geträumten Schätze in unserem Gestein nicht zu entdecken vermochte, so war der fremde Goldgräber, der glücklicher war, auch gleich zum Zauberer geworden, der mit unsichtbaren Gewalten im Bunde stehen musste. Der Venediger ist also ein Zwerg, der zum heidnischen, fremden Zauberer ausgewachsen ist.

Das in weiten Teilen Europas verbreitete Volk der Zigeuner, das keinen festen Wohnsitz kannte und als fahrendes Volk von Ort zu Ort zog, dürfte seinen Ursprung im fernen Indien haben. Das fremdländische Aussehen – schwarzäugig, braunhäutig und tiefschwarze Haare – sowie ihre für Sesshafte nur teilweise verständliche Sprache trugen dazu bei, dass sie von der Bevölkerung mit einer gewissen Angst und Abneigung aufgenommen wurden. Dass sie «mehr konnten» als gewöhnliche Leute, liegt daran,

dass sie sich nicht nur als Gold-, Silber- und Kupferschmiede, als sogenannte Kessler, betätigten, sondern auch ihre eigenartige Musik und die Wahrsagerei ausübten.

Im Salezer Schlosswald sah einst ein Jäger ein Venediger Mannli. Dem folgte er, bis es zu einem Felsen kam. Dort gelang es dem Jäger, den Venediger einzufangen und festzuhalten. Da berührte dieser den Felsen. Es öffnete sich ein Gang, der zu einem Gewölbe führte, gefüllt mit goldenem Laub. Der Zwerg erlaubte ihm, eine Manneslast mitzunehmen, doch bat er ihn inständig, sich ja nicht zu überladen, denn nur, wenn er diese bis nach Hause zu tra-

46 Nach Gabathuler 1983, S. 34ff.

47 Nach Senn 1862, S. 296; Kuoni 1903, S. 55.

48 Nach Kuoni 1903, S. 77.

49 Nach Kessler 1991, S. 91f.

50 Nach Gabathuler 1983, S. 119f.

51 Nach Gabathuler 1983, S. 149f.

gen vermöchte, könne er den Schatz einlösen. Der Jäger aber überschätzte seine Kräfte. Schon auf halbem Weg musste er die Last fluchend fallen lassen. Und als er den Sack öffnete, enthielt er nichts anderes als dürres Laub und Steine.⁵²

Damals, als die Simmi noch ihren freien Lauf hatte, wuchsen von den Räppen bis zum Hasengut nur Weiden und anderes Gesträuch. Kaum jemals verirrte sich ein Gamser in diese wüste, von Überschwemmungen verdorbene Gegend. Aber sie war trotzdem bewohnt. Irgendwann waren dort fremde Leute, die nicht unserem Volksstamm angehörten, erschienen und geblieben. Den Männern muss das Gebiet zugesagt haben, denn sie waren allesamt Korber. Die Weiber und Kinder aber begaben sich meist auf den Bettel. Deshalb sprach man in Gams von ihnen nur als den Staudenbettlern. Die Bettlerei und Korbflechtere war für sie

ein einträgliches Geschäft; überall fanden sie sofort Käufer oder erhielten etwas geschenkt. Der Grund dafür war die Angst vor diesen Menschen, von denen man wusste, dass sie mehr konnten als gewöhnliche Sterbliche.

Die Art, wie die Staudenbettler mit Türschlossern umgingen, erstaunte die Gamser aufs höchste. Jedes eiserne Schloss, und wenn es ein noch so ausgeklügeltes war, sprang sofort auf, wenn sie ins Schlüsselloch hineinbliesen. Einen Schlüssel brauchten sie nie. War das Schloss dagegen aus Holz, dann waren sie machtlos, weil Jesus am Kreuz aus Holz gestorben ist. So erklärte sich eine stumme Besonderheit der alten Häuser an der Simmi: Alle hatten sie früher an der Innenseite der Türpfosten zwei Holzführungen. Durch diese hindurch wurde damals ein Holzriegel gesteckt; eine Einrichtung, die es sonst nirgendwo gab!⁵³

Vom Gröhähüetler, dem Strafer und Wetterkünder

Oberster Gott der Germanen war Odin oder Wodan, der Sturmgott, der alles in zerstörende Bewegung versetzt. Er reitet auf einem milchweissen Pferd, ist in einen weiten, blauen und fleckigen Mantel gehüllt, trägt einen breitkrepigen Hut und reitet bald allein, bald an der Spitze der wilden Jagd mit einem grossen Gefolge. Eine Eule fliegt dem Zug voran, Raben und Hunde folgen mit den Lichtern. Wodans Mantel ist der Himmel, der Hut das graue Gewölk, der Asche leckende Hund, der sich in Küche und Kamin verirrt, ist der Wind. Der nach Schwefel stinkende Pferdeknochen, den er den Leuten zuwirft, ist der Blitz. Die Schilderungen sind der Natur entnommen und passen genau auf den Gewittersturm.

Wodan ist es, der vor allen anderen Göttergestalten in unzähligen Sagen weiter-

Im feuchten Waldgebiet der Learoas im Lafadarschwald spinnen drei Spinnerinnen den Menschen den Lebensfaden.



lebt. Er ist der Gröähüetler in den Wartauer Sagen und ist hier auch der Strafer. Im Volksglauben wird keine Sünde so hart bestraft, wie der Undank der Kinder gegenüber den Eltern. Wer die Mutter schlägt, dem wächst die frevelnde Hand dereinst sogar zum Grab heraus. Heinrich Gabathulers Sage vom Hans Joas und seinen bösen Buben, die uns in ihrem grauisigen Inhalt auch in der Kurzfassung frösteln lässt, zeigt den Gröähüetler in dieser strafenden Rolle:

Auf Pejadim, einem damals paradiesischen Berggut, lebte vor grauer Zeit der Hans Joas mit seiner Frau und den Zwillingen Tiis und Tees. Die beiden waren verwöhnte Bösewichte und sprichwörtlich dem Teufel vom Karren gefallen. Das Faulenzen liebten sie, noch mehr aber das Quälen von Tieren, und das Plagen der Mitmenschen bereitete ihnen das grösste Vergnügen. Auf einem Streifzug durch den Wald hörten sie einmal, wie einer um Hilfe rief. Sie aber beachteten es nicht, denn sie mussten zuschauen, wie eine Füchsin ihren Jungen einen Schneehasen brachte und wie sie ihn brüderlich teilten. Wie aber die Hilferufe nicht aufhörten, hielten sie endlich Nachschau und fanden einen Mann, dem ein Stein, der aus der Felswand gebrochen war, das Bein über dem Knie abgedrückt hatte. Das Beinrohr ragte aus einem Loch in der Hose fast handbreit hervor und blutete stark; ein ganzes Bächlein Blut versickerte im Schutt. Der Mann war kreideweiss, drückte zuweilen die Augen zu wie ein Toter, um sie gleich darauf wieder weit aufzusperren und in seinem Elend erbärmlich aufzuschreien. «Was schreist du so?», spottete der Tiis, und der Mann stöhnte: «So helft mir doch! Schaut mein Bein an! Um Gottes Willen, seid so gut und bringt mich nach Hause!» «Jetzt macht doch dieses Mannli wegen seinem Bein einen solchen Spektakel», sagte der Tees, «wir haben geglaubt, du hättest Zahnschmerzen; darum haben wir uns so höllisch beeilt. Wenn es nichts Schlimmeres ist, bessert es schon wieder. Ein solches Gebrüll verführen wegen eines solchen Galgenvögel und liessen den Mann in seinem Blut liegen.

Als sie das am Abend zu Hause erzählten, wurde die Mutter beinahe ohnmächtig, und der Vater sprang auf, hieb mit der Faust auf den Tisch und brüllte sie an: «Was, liegen gelassen habt ihr ihn? Oh,

ihr hölzernen Unfläte! Kein Lot Verstand und kein Herz!» «Was hätten wir denn tun sollen? Er wäre uns doch zu schwer gewesen!» «Heim kommen und berichten! Aber nicht erst am Abend! – Den holt man jetzt aber auf der Stelle.»

Durch die Maiensässe hinauf war dem Weg gut zu folgen, aber im Wald war es stockdunkel, und die Kerzen leuchteten nicht weit. Jetzt nahm der Hans Joas den Hund an die Leine und befahl ihm: «Such den Mann, such!» Gleich setzte jener die Nase in den Wind, bellte kurz und wollte im Sprung davon. Es dauerte nur kurze Zeit, bis der Hund stehen blieb und Laut gab, und als sie umherleuchteten, lag vor ihnen der unglückliche Mann, still und kalt! Es war der Platta-Heieri aus Fontnas, der in der Flida oben Wildheu einbringen wollte. – Der Hans Joas nahm den Hut in beide Hände und betete: «Behüte uns der Herrgott vor Wasser und Feuer, vor Rufen, Lawinen und Steinschlag und vor einem schrecklichen Ende! Wenn du das aber nicht willst, so bereite uns eine selige Sterbestunde, Amen!» Dann luden sie den Leichnam auf den Schlitten, deckten ihn mit der Plane zu und brachten ihn hinunter nach Fontnas. Einmal mehr hatten die Buben Glück! Wenn das der Gröähüetler gesehen hätte! Seine Strafe wäre wohl schrecklich gewesen!

Nachdem die herzlosen Bösewichte auch ihre Mutter allzu früh ins Grab gebracht hatten, machte der Hans Joas im Pejadim alles allein mit Hilfe seiner Magd und seinem Knecht, aber eben nicht mehr wie früher. Er konnte kaum mehr arbeiten, sass viel herum, hielt sich den Kopf, vergass das Melken der Kühe, das Denken und das Essen. Der Knecht musste ihn immer wieder auf die Arbeit hinweisen. Die Buben waren kaum mehr zu Hause; sie kamen nur noch dann, wenn sie Hunger hatten. Im Herbst meinte der Knecht, man sollte noch Holz zubereiten für den Winter. Er wüsste noch eine dürre, stehende Fichte unter der Guferahalde. Diese ergäbe auch noch viel Werkholz zu allerhand Geschirr. Man könnte sie fällen und mit nach Hause nehmen, jedenfalls einen Teil davon. Dem Hans Joas war das recht. Anderntags zogen sie in den Wald hinauf und machten sich an die Arbeit. Über dem Wurzelstock war die Fichte bereits stockrot und angefault und fiel darum früher, als sie geglaubt hatten. Sie erwischte den Meister im Kreuz, deckte

ihn halb zu und zerquetschte ihm die Knochen. Der Knecht versuchte, mit einer Latte die dürre Fichte anzuheben und wegzudrehen; sie war ihm aber viel zu schwer. Er wollte den Meister ausgraben, aber dieser lag auf einer riesigen Steinplatte. Allein konnte er nichts verrichten und eilte deshalb um Hilfe aus, hinunter ins Gernolf.

In dieser Zeit riss der Hans Joas in seinen wahnsinnigen Schmerzen alles um sich herum aus, was er zu erlangen vermochte: Heidelbeerstauden, Beinweiden, Enzianbüschel, Johanniskrautstauden und Gras und kratzte das Bisschen Erde auf dem Stein sauber weg, bis seine Fingerspitzen blutig waren. Wenn er damit einhielt, stiess er Schmerzensschreie aus wie ein wildes Tier. Plötzlich guckten hinter einer Staude seine beiden Buben hervor und sahen ihren Vater unter der Fichte liegen. Man sollte meinen, sie wären darob erschrocken und hätten begonnen, den Stamm zu zersägen und so den Vater zu erlösen. Bewahre! Sie fragten nur, ob er Schmerzen habe, und suchten die Mittagstasche und die Mostflasche! Dann begannen sie zu essen und zu trinken, als ob sie Herren wären. Der Alte mochte nichts dazu sagen, er schloss die Augen, damit er seine eigenen Kinder nicht ansehen musste. Die Lippen klebten ihm an den Zähnen vor Durst, aber keinem wäre es in den Sinn gekommen, dem Unglücklichen ein Schlücklein Most zum Trinken zu geben, und er mochte sie nicht darum bitten.

Schsch! – Plötzlich kam der Gröähüetler wie ein Wirbelwind dahergeritten! «Wenn dir deine Buben nicht helfen, so will ich dir helfen. Ich mache dich zu Stein! Dann kann dir die Unglücksfichte nichts mehr anhaben, und die unflätigen und spitzen Bemerkungen deiner Buben können es auch nicht!»

Als der Knecht endlich mit der Hilfe ankam, fanden sie nur die Fichte vor, angelehnt an einen haushohen Felsen. Noch heute schaut der versteinerte Hans Joas über sein Pejadim hinunter, und seine schrecklichen Buben köpfen noch immer die Blumen im Garten, plagen die Tiere bis aufs Blut und graben ihren Eltern das schwarze Grab, bis es dem Schimmelreiter zu dick wird und er eines Tages

52 Nach Aebi 1981, S. 274.

53 Nach Kessler 1991, S. 59f.

dieses Saupack endgültig ausrottet und vernichtet!⁵⁴

Der Marchenbrenner im Plana

Da gab es einst einen Mann, einen alten Frevler, der zwar noch nie einen Marchstein gerückt hatte, weil er sich vor dem feurigen Mann fürchtete. Grundsätzlich aber waren ihm alle Marchsteine ein Dorn im Auge. Dieser Alte rodete einst den Grenzhag im Plana und stiess dabei auf eine steinerne March, die ihm im Weg war. Er sann lange nach und kaute daran, wie er sie am besten vernichten könnte. Mit einem riesigen Haufen Wurzeln und dürrem Gesträuch deckte er sie vorerst zu, damit sie niemand mehr finden konnte. Das reichte ihm aber noch nicht; der Marchstein plagte ihn bis aufs Blut. Jetzt aber fand er plötzlich den Rank, und er wusste, was er zu tun hatte: Am Waldrand stand eine Birke, aus deren Rinde er eine Kerze drehte. Er entzündete sie und steckte sie schliesslich unter den Holzhaufen, der die March bedeckte. Mit einem dicken Holzprügel half er dem Feuer nach, dass es noch besser brannte und so heiss wurde, dass die March unter der Glut zu Kalk verbrannte und zu Staub zerbröselte. Im Eifer, in der Hitze und im Rauch aber hatte er sich dermassen übernommen, dass er zu taumeln begann und ihn die Beine nicht mehr tragen wollten. Er wehrte und sperrte sich; aber alles nützte nichts, er torkelte in die Glut wie eine Mücke ins Licht. Er wollte sich wieder erheben, fand keinen Stand – er wollte sich halten an den brennenden Ästen und an den Wurzeln; sie aber liessen sich biegen und brechen. – Fürio, Hülfio!

Zwei Holzer hörten sein Geschrei und eilten mit ihrer Schleipf⁵⁵ herbei. Mit dicken Prügeln rollten sie ihn aus der Glut, zogen ihm die brennenden Kleider vom Leib und deckten ihn mit ihren Kitteln zu. Der eine holte im nahen Stadel einen Wisch Stroh, der andere rüstete ein paar Äste und Reisig auf den Schlitten. Dann betteten sie den Brandleger darauf wie ein Häufchen Elend: die Hände schwarz und dürr, die Haare samt dem Bart verbrannt, und die Augen, die waren grau wie hart gesottene Eier! «Was habt Ihr denn angestellt?», fragte ihn der eine der Holzer. «Die March habe ich verbrannt! Da kam plötzlich der Gröähüetler wie ein Windspiel auf dem gestirnten Rappen, mit den Hunden und den Raben und ritt mich

ins Feuer! – O je! Ist es so in der Hölle?» Sie zogen ihn auf dem Schlitten weiter hinauf nach Mangis und dem Dorf zu. Als sie beim See anlangten, mussten sie sich etwas ausruhen. Da sagte der Marchenbrenner auf einmal ganz leise: «Die March – die March! Seid so gut und setzt eine neue – mitten in den Gluthaufen!» – Daraufhin streckte er sich, so lang er gewesen war.⁵⁶

Ortsnamen und verrufene Stellen

Die Art der Namengebung unserer Fluren beweist, dass unsere Vorfahren ausgezeichnete Naturbeobachter waren und dass für die Benennung vieler Örtlichkeiten die Form und Gestalt, aber auch der Nutzen oder Schaden eines Ortes den Namen bestimmten. Einige wenige sind auch auf Ereignisse zurückzuführen, die in geschichtlicher Zeit stattgefunden haben, wobei diese Geschehnisse sich aber vielfach im Nebel der Zeit verlieren und nur noch in mündlich überlieferten Berichten aufscheinen; es sind Namen, deren Entstehung der Welt der Sagen zuzuordnen ist.

Die Sage von der Pfaffenchelleri, wonach eine Pfarrersköchin ihr Neugeborenes im wartauschen Pfaffenchellerloch, einer Felsennische beim Chropfenbrünneli, versteckte und elend zugrunde gehen liess, scheint in die vorreformatorische Zeit zurückzureichen. Die Pfaffenkellnerinnen waren gefährliche, anstössige Leute, weil sie nur Unheil stiften konnten. Der Ausdruck Pfaffenchelleri, der weit verbreitet ist, nahm – von der Grundbedeutung der Haushälterin einer geistlichen Person ausgehend – eine Entwicklung für die übliche Bedeutung als Zuhälterin eines Pfaffen an, einer Pfaffenhure, die naturgemäss in der Reformationszeit neuen Auftrieb erhielt.⁵⁷

Bevor man von Oberschan aus über Mallerfi Gretschins erreicht, kommt man zum Chropfenbrünneli. Es ist dies eine ganz verrufene Stelle. Als ein Mann in der Neujahrsnacht dort vorbeiging, vernahm er das Quieken junger Schweine. Er lief diesen Tönen nach und fand im Gebüsch eine Färlisau mit ihren Jungen. Der Körper derselben dehnte sich aus, bald hatte er die Grösse eines Ochsen erreicht. Auch die jungen Färli vermehrten sich zusehends, so dass in kurzer Zeit eine unzählbare Menge solcher Tierchen ihn umschwärmte. Dass sich der Mann mit

schnellen Schritten entfernte, ist selbstverständlich. Auch andere sind schon durch die gleiche Erscheinung in Schrecken geraten.⁵⁸

Ein Gretschiner hatte einst auf dem Martinmarkt in Sevelen für ein Rind einen sehr guten Preis erzielt. Wie es an solchen Anlässen üblich ist, traf er in einem Wirtshaus viele Bekannte aus nah und fern, mit denen allerhand verhandelt wurde: vom Viehpreis, vom Alpen, vom Holz und vom Wein, vom Wuhren und vom Strassenbau war die Rede. Schon war es spät geworden, und der Mann machte sich auf den Heimweg durchs Hölzli. Auf dem Selvabrüggli verhielt er seine Schritte und horchte in den Wald hinein. Es war ihm, als ob er etwas plätschern und leise beten höre. «Das ist bestimmt das weisse Fräuli im Selva», überlegte er sich. Er drehte sich, schaute gegen eine hellere Stelle im Wald – und richtig: Da stand oben am kleinen Brunnen eine Weibsperson und hielt ein Tüchlein gegen das Mondlicht, sagte etwas, bückte sich wieder und wusch weiter. Jetzt stach den nächtlichen Wanderer die Neugier. Wie eine Katze schlich er sich durchs Töbeli hinauf und nahe an den Brunnen heran. Da planschte das Fräuli, wusch und brabbelte immerzu: «Sauber, sauber – sauber, sauber», hielt das Tüchlein gegen das Mondlicht und jammerte dann: «Immer noch nicht sauber!» und wusch eilends weiter. Jetzt kam ein wildes Lichtlein das Töbeli herauf und zündete. Nun sah der Mann, dass das Fräuli ein Gesicht hatte wie ein Engel und nur mit einem hauchdünnen Hemd bekleidet war. Die Tüchlein, die es wusch, waren nichts anderes als blutige Windeln. Da schlug es am Kirchturm von Gretschins ein Uhr, und die Wäscherin kreischte: «Oh jee, immer noch nicht sauber!», und alles verschwand wie weggeblasen. Den Mann aber fror, und das Lichtlein torkelte hinauf durch das Töbeli, bis auf die Höhe, und verlöschte dort.⁵⁹

Vor vielen hundert Jahren kamen eines Sonntags die Toggenburger auf die Grabser Alpen und raubten das Vieh, nachdem sie die Sennen und Hirten kopfüber in die siedende Milch geworfen hatten. Nur einem Hirten war es geglückt, diesem furchtbaren Tod zu entrinnen. Er kletterte auf eine Tanne und blies durch den Büchel, ein Sprachrohr aus Rinde: «S Heara Chue heisst Blässi, un d Toggeburger nenn is s Veh un s Chessi!»



Beim Böschen, dem früheren Runggalu, schläft noch immer ein fürchterlicher Drache, der das stolze Dorf Azmoos bedroht. Wehe, wenn er eines Tages aufwacht!

Er blies so stark und so lange, dass er tot niedersank. Katharina, des Pfarrers Köchin, hörte und erkannte die Stimme ihres Geliebten, sprang in die Kirche und meldete den Betenden, was sie vernommen hatte. Die Männer eilten mit Hellebarden und anderen Kriegswaffen hinauf und nahmen den Toggenburgern nach blutigem Streiten das geraubte Vieh wieder ab. Die Stätte, wo dieser Kampf stattgefunden hat, heisst heute noch Schlachtboden. Noch lange nachher soll man dort alte Waffen gefunden haben.⁶⁰

Die Spinnerin im Lafadarschwald

Die Nornen sind die Schicksalsgöttinnen in der altnordischen Götterwelt. Durch ihren Spruch bestimmen sie dem Menschen bei seiner Geburt sein Schicksal und sein Lebensende. Sie sind die Spinnerinnen, die den Lebensfaden spinnen und

ihn beim Ende durchtrennen. Sie wurden durch den Einfluss des Christentums auch als die «drei Mareien» – die drei Marien – bezeichnet.

Oberhalb Azmoos, in der Learoas, im Lafadarschwald, hört man in Herbstnächten ununterbrochen das Drehen eines Spinnrades. Man behauptet, dass diese Töne vom Wasser herrühren, welches dort an vielen Orten tropfenweise über Felsen auf dürres Buchenlaub falle. Die fleissige Spinnerin in der Learoas haben nur wenige gesehen – ein paar Fronfastenkinder –, gehört aber haben sie schon viele. Die einen sagen, sie sei ein bildhübsches Mädchen. Dem sei das Spinnen seiner Lebtage ein Graus gewesen, eine Qual und ein Gräuel; der Tanz aber die grösste Freude und die allerhöchste Lust auf der Welt. Die Mutter habe es gemahnt, gewarnt, ausgeschimpft und an den Haaren gerissen, aber alles sei für die Katz gewe-

sen. Jetzt müsse das Mädchen zur Strafe splitternackt spinnen und nachholen, was es früher versäumt habe, bis das letzte Waisenkind seine Strümpfe habe. Erst dann sei es erlöst und dürfe aufhören.

Die anderen sagen, die Spinnerin in der Learoas sei eine Wilde, die spinne den Fleissigen das fertig, was sie am Abend nicht fertig machen konnten. Sie mache

54 Nach Gabathuler 1983, S. 69ff.

55 *Schleipf*: eine Art Schlitten, auf dessen Joch zwei längere Holzlatten mit dem dicken Ende ruhen; die dünnen Enden werden mit der Ladung auf dem Boden nachgeschleift.

56 Nach Gabathuler 1983, S. 51f.

57 Nach Kuoni 1903, S. 80, und Gabathuler 1983, S. 144.

58 Nach Kuoni 1903, S. 78f.

59 Nach Gabathuler 1983, S. 84f.

60 Nach Kuoni 1903, S. 45f.



Die höchsten Bäume am Grabserberg lieferten den Grund für die mörderischen Schandtaten eines Verwirrten. Bild: Andreas Gerber, Grabs.

aber den Faulen Knöpfe in die Fäden und verwickle ihnen die Wollknäuel, damit sie etwas zum Verweilen hätten. Wenn einer, der sie höre, die Neugierde plage, dass er alles wissen wolle, den führe sie am Narrenseil herum, dass gar der Mond nicht mehr zuschauen könne vor lauter Kichern und Lachen, bis der heimliche Lauscher für sein wundernasiges Tun in ein Lehmloch oder in eine Jauchepfütze gefallen sei.

Noch andere behaupten, es sei nicht nur eine Spinnerin, sondern es seien gar drei. Darum meine man, wenn man richtig hinhöre, sie seien oben auf dem Pejadimbort, bald unten im Fliad und bald wieder oben in der Güllä. Eine sei ein junges Mädchen, das drehe den Menschen den Lebensfaden mit prächtig glänzender Seide, die andere, eine stolz gewachsene Frau, spinne ihn weiter mit schönstem Leinen, mache einen Knopf oder Knoten hinein, wie es grad komme. Die dritte aber sei eine Alte, die spinne weiter mit grobem Hanf und

schneide den Faden ab, wenn er lang genug sei.⁶¹

Holz reisten, eine gefährliche Arbeit

Das weiss man auch im Werdenberg, dass fromme Menschen, die auswärts in Todesnot geraten, mit einem letzten Gedanken an die Lieben daheim ihr Sterben über jede Entfernung kundtun können: sie künden sich. Einmal ist es ein Gegenstand, der von der Wand zu Boden fällt, ein anderes Mal wird mit unsichtbarer Hand an die Küchentür geklopft, oder man hört Schritte, wo niemand ist.

An der Rüfi in Malans lebte der letzte Palfriser mit seinem Weib und seinem Sohn Piet. Dieser hatte mit der Tochter des Hirten Hannis, dem Anni, das Heiraten im Sinn. Der Junge sagte eines Morgens nach Neujahr zu Vater und Mutter: «Heute gehen wir Holz reisten. Alles Holz liegt am Weg, und die Bahn ist wie gewischt. Wir werden wohl früh Feier-

abend haben, denn wir sind unserer sechs. Dann rüsten wir zur Hochzeit, so dass die Mutter endlich zu einer Hilfe kommt.» «Ja», sagte der Alte, «tragt Sorge zu euch, denn das Reisten ist eine gefährliche Arbeit. Wenn ihr die entrindeten Stämme in der steilen Bahn zu Tal sausen lasst, kommen sie daher wie die Pfeile ab dem Bogen. Wenn es heute einen erwischt, braucht er kein Nachessen mehr, nur noch einen Sarg.»

Den ganzen Tag über ging die Arbeit wie geölt. Aber gegen Abend presierte man dann doch zu stark und passte nicht mehr auf. Jetzt liessen sie den letzten Stamm los. Er schoss daher wie ein Blitz, sprang aus der Rinne, erwischte den Piet, warf ihn in das Riis⁶² und zerdrückte ihn wie einen Käfer, dass die Knochen krachten. Sein Kamerad wollte ihm helfen, aber es war alles so schnell gegangen!

Zu Hause hatte das Anni eben die Geissen getränkt. Da schlug es dreimal hintereinander den Fensterladen des Ziegenstalls so rau auf und wieder zu, dass er in seine Einzelbretter zersplitterte. Das Anni ging hinaus und sah nach, was da los sei. Alles aber war wieder ruhig und still. – «Das ist der Piet!» Sie liess alles stehen, wie es war, und rannte zur Rüfi hinauf. «Sind sie noch nicht zurück?», fragte sie Piets Mutter. «Nein, aber es ist etwas geschehen. Kurz bevor du gekommen bist, hat es dreimal an der Wand geputscht, dass die Balken krachten!» – Jetzt wusste das Anni genug. In grossen Sprüngen eilte sie dem Berg zu. Im Rüfiloch oben brachten sie ihn bereits auf dem Schlitten – bleich, ruhig und still!⁶³

Birken- oder Heidenkerzen

Die Heidenkerzen oder Urkerzen wurden nicht etwa aus Unschlitt von Ochsen oder Ziegen hergestellt; sie brauchten auch keine Dochte. Zu ihrer Herstellung diente einzig und allein die Birke, weshalb sie auch Birkenkerzen genannt wurden. Von einer frisch gehauenen Latte der Birke wurde die weisse Rinde in schmalen Riemchen wie sich rollendes Papier abgezogen, die Riemchen wurden zu einer kleinen Rolle zusammengedreht, verlängert mit einem andern und dieses noch mit einem dritten. Dann wurden Schwarzdornen quer durchgesteckt, so dass die Rolle hielt und sich nicht mehr lösen konnte. Zuletzt kamen noch ein paar Körnchen Ameisenharz in die aufgerollte Kerze, damit sie einen guten Ge-

ruch verbreitete und auch länger brannte. Auch wenn das Birkenholz, aus dem sie hergestellt wurden, noch grün und voll im Saft war, brannten die Heidenkerzen wie ofendürres Tannenreisig. Schon vor uralten Zeiten wurden diese Kerzen gleich gebraucht wie etwa ein Kienspan, um Licht zu geben oder um etwas anzuzünden. Mit den grossen Kerzen wurden auch wilde Tiere fern gehalten, die dieses Licht mehr scheuten als Steine, Spiesse oder Schlingen.

Den Verstorbenen stellte man früher zwei Kerzen ans Kopfende des Totenbettes und eine an das Fussende. Man liess sie abbrennen, bis sie von selbst erloschen, erst dann wurde der Leichnam eingesargt. In der kürzesten und in der längsten Nacht des Jahres entzündete man mit diesen Kerzen Festfeuer, später auch die Kerzen am Christbaum.

Früher fand man abgebrannte Birkenkerzen und Kohle auch auf dem grossen Stein in der Heidachilcha im Hölzli, aber auch auf Brücken, an Furten und Weggabelungen. Man sagte, wenn einer eine solche Kerze anzünde, sie niederbrennen lasse und dabei dreimal den Satz sage: «Wodi, Wodi! Wehr dem Wörgwolf!», dann können die wildeste Hexe und der leibhaftige Teufel nichts Böses anrichten. Sie müssten rückwärts zurück, alles Sperren nütze da nichts und auch kein gesalbter Haselstecken. Weil sie so gut brannten, wurden sie auch überall dort gebraucht, wo man dachte, man könne kaum ein Feuer entzünden, bei nassem Wetter im Wald etwa und auf dem Feld beim Verbrennen von Unkrauthaufen.⁶⁴

Man kann hingehen, wo man will, überall gibt es schlechte Menschen, ehrliche und brave, Halunken und Schelme. Einst lebte ein solcher Kerl – Chiibtisli wurde er geheissen –, ein missgünstiger, fehlgeschlagener Spitzbube, in einem unserer Dörfer. Wenn etwa ein Nachbar ein Bein gebrochen hatte, dann freute er sich mächtig darüber, zeigte diese Freude aber nicht. Wenn die Rinder des eigenen Bruders im Herbst gesund von der Alp zurückkehrten, dann riss es ihn, dann bekam er Krämpfe, dann verging ihm das Pfeifen. Ja, er scheute und schämte sich nicht, dem Unglück der Nachbarn noch nachzuhelfen, wo er konnte! Er missgönnte sogar dem Vieh das Fressen, sich selber das Wasser und seinen eigenen Leuten das Weisse in den Augen.

Eines Tages war der Tiisli plötzlich ver-

schwunden, als ob ihn der Föhn mitgenommen oder der Boden verschluckt hätte. Man suchte ihn überall, fand ihn aber nirgends. In seiner Haushaltung und in der Nachbarschaft ging aber manches ringer: Die Sonne lachte lustiger, die Vögel sangen fröhlicher, und die Werktage waren wie Sonntage! – So ging ein ganzer Monat vorbei. Eines Tages fragte der Bruder das Weib des Tiisli: «Habt ihr ihn immer noch nicht gefunden?» – «Nein, aber seit ein paar Tagen bringt der Abendwind einen Geruch wie auf dem Friedhof mit sich. Ich glaube, er ist in der Nähe.»

Am nächsten Morgen liessen sich zwei schwarze Krähen auf dem Hausdach des Chiibtisli nieder, spazierten umher, krächten miteinander und schauten sich genau um. Dann begannen sie mit ihren Schnäbeln das Schindeldach neben dem Kamin abzudecken. Da der Bruder dies bemerkte, eilte er schnell auf den Dachboden des Hauses. Da lag der Chiibtisli in seiner ganzen Länge neben dem Kamin auf dem Bauch. Unter dem Arm hielt er einen Wisch Holzspäne, der Hut lag vor seinem Kopf, und unter dem Hut steckte eine Heidenkerze, etwas angebrannt, und – fürchterlich zum Ansehen – das Kinn hatte er im Genick!⁶⁵

Von Drachen und Lindwürmern

Es geht die alte Sage, dass es früher Tiere gegeben habe, die in der Liste des Noah nicht genannt wurden, als er von jeder Art ein Paar in seine Arche aufnahm, bevor die Sintflut begann: Drachen und Greife, alles schreckliche und fürchterliche Ungeheuer. Die Greife waren Raubvögel, riesenhaft, mit grässlichen Hakenschnäbeln, mit Fängen wie Sichel und Flügeln, breit wie ein Hausdach. Und die Drachen waren Echsen, gross und mächtig, länger als neun Waldlärchen, dicker als der grösste Ochse, mit Rachen wie Scheunentore und mit Zähnen darin wie Schwerter, nicht nur in einer Reihe, sondern in drei, vier Reihen, und einem Atemhauch, heiss wie das Feuer in der Hölle und giftig wie brennender Schwefel, der das Gras weit herum aufrollte. Wer nicht floh, weit weg floh, den tötete dieser teuflische Dunst.

Ein solcher Drache liess sich vor etlichen hundert Jahren beim Runggalu⁶⁶brünneli oberhalb Azmoos nieder und versteckte sich über dem Eichwald in einer Höhle. Was aus dem Brunnen trinken wollte und

sich am klaren Wasser erfreute, Leute, Vieh und Wild, das fauchte er mit seinem höllischen Atem an und verschluckte es. Kein Pferd war sicher, kein Schaf, keine Ziege, nicht der stärkste Stier, kein Gams-tier, kein Reh und kein Hirsch. An der Alpfahrt frass er das schönste Haupt aus der Herde, und bis er es hinuntergewürgt hatte, konnten ihm wenigstens die andern entrinnen. Dieser traurige Zins war hart, man musste sich aber darein schicken. Es kam aber auch vor, dass abends ein Kind fehlte, und wenn man es suchte, fand man sein Spielzeug oben im Eichwald. Davon hatten nicht nur die Menschen langsam genug, auch die Wilden und die Riesen wollten helfen, das Ungeheuer gemeinsam zu bändigen und zu erschlagen.

Ein Schmied anerbot sich, er wolle aus dem allerbesten Gonzenstahl Waffen schmieden, Hellebarden für die Riesen, Schwerter, Äxte und Spiesse. Sie aber winkten ab, mit Waffen komme man ihm nicht bei, weil er mit Steinplatten wie die Dächer der alten Bündner Häuser eingedeckt sei. Das Schlimmste sei aber der Dampf aus den Nasenlöchern und aus dem Rachen. Da könne einer nur so lange dreinschlagen, wie er den Atem anhalten könne. Da sei nichts zu wollen. Ein Wilder meinte, sie würden allerhand Kräuter kennen, wenn er die fressen würde, schliefe er sicher ein. Das sei aber halt so eine Sache: Das Ungeheuer fresse nur Fleisch und saufe nur Blut, alles andere rühre es nicht an. Darauf meinte ein Geisshirt, ein steinaltes, bärtiges Männchen, er habe selber erlebt und gesehen, dass es Kräuter gebe, die ein Pferd töten könnten, den Ziegen aber nicht schadeten, sondern sie nur übermütig und lustig machten, als ob sie beschwipst wären. Er suche sich eine Mutterziege aus, füttere sie mit Schlafkräutern, soviel sie fressen möge. Das Junge lasse er dann saugen, so lange es wolle, und er gäbe ihm dann, wenn es nicht mehr genügend habe, nichts anderes mehr als Giftkraut zum Fressen. Die Wilden sollen ihm das Kraut bringen,

61 Nach Gabathuler 1983, S. 90ff.

62 Das Reisten wird im Werdenberg als *riisa* bezeichnet, und die Bahn, in der die Stämme zu Tale gleiten, als *Riis*.

63 Nach Gabathuler 1983, S. 163f.

64 Nach Gabathuler 1983, S. 49ff.

65 Nach Gabathuler 1983, S. 51.



**Durchsicht durch einen hohlen Holzapfelbaum in der Steighalde (Wartau):
War hier der Baumplütscher am Werk?**

das andere mache er schon selber. In einem Jahr sei es dann bereit, dann richte er dem Drachen das Gitzi in den Rachen, das wolle er probieren. – Der Rat gefiel allen.

Kaum war das Jahr um, trieb der Hirt das Giftgitzi mit den andern Ziegen zum Eichwald, um die Tiere weiden zu lassen. Als sie beim Brunnen trinken wollten, begann es aus allen Mauslöchern zu rauchen und zu qualmen. Plötzlich war der Drache da, glotzte mit seinen stechenden Augen eine Ziege starr an, stellte sie – sie konnte

nicht mehr entrinnen –, noch ein paar ängstliche Schreie, dann verschluckte er sie langsam. Eine andere kam dran, eine dritte – eine um die andere. Nur das Giftgitzi blieb übrig, das konnte er nicht stellen. Es sprang ihm auf den Rücken und tanzte dort wie auf einem Schermdach. Er schnappte gegen das Zicklein; es sprang ihm auf den schuppigen Kopf. Jetzt aber kam dem Gitzi der Gifthauch in die Nase, es taumelte. Der Drache erwischte und verschluckte es. Dieser Brocken bekam ihm aber gar nicht gut; er würgte ihn im

Hals, er wollte ihn ausspucken. Aber der Bissen blieb ihm in seinen Hakenzähnen hängen. – Der Drache schlief ein und schläft bis auf den heutigen Tag. Nur als anno 1849 der Läuibach überschwemmte, hat er sich bewegt. Seither aber schläft er wieder, als ob er tot wäre. Aber noch lebt er: Oben in den Brüchen riecht man den Schwefeldampf ganz gut, besonders wenn das Wetter umschlägt. Und eines Tages wird ein Abend eine grausige, schreckliche Nacht bringen. Bleischwer werden die Nebel über den Chamm hereingewälzt, schwarzblau verfärbt sich der Himmel, lehmgelb kommt es über die Gauschla herein, und der Gonzenwind heult über die Walserberge herab. Auf der Chammegg blitzt es und auch durch den Wald, ein Blitz in den andern, ein Krachen folgt dem andern. Dann leert es wie aus Kübeln und Zubern. Im Eichwald oben wird es lebendig. Der Drache beginnt sich zu wälzen; es gibt Risse im Boden, die zu Schründen werden und rauchen wie Kamine. Die Eichen wanken und stürzen kreuzweise übereinander. Der Grund, auf dem alles steht, wird lebendig und donnert talwärts, eine ungeheure Rufe begräbt das stolze Dorf Azmoos.⁶⁶

Von Spitzbuben und grässlichen Schandtaten

Schon immer gab es rechtschaffene und schlechte Leute, Schelme und Brave. Für die Schlechten und die Schelme dinge man den Landjäger und wählte Richter, die Landjäger zum Fangen und Einsperren und die Richter zum Strafen und Ordnen. Wie es aber eben so geht: auch der geschicktesten Katze entwischt hie und da ein Mäuschen. Dafür aber standen die Ledigen in der ganzen Gemeinde zusammen. Sie waren überall und doch nirgends, sie wussten manches besser als der gerechteste Richter und seine Zeugen.

Ein schreckliches, raues und stinkendes Kapitel war die Sache mit den Böglern und Baumplütschern. Als Bögler wurden jene Bösewichte bezeichnet, die etwa nachts Ruten zu kleinen Bogen spannten und deren beide Enden in einem Fussweg oder auf einem Waldpfad in den Boden steckten, so dass Spätheimkehrer in der Dunkelheit unweigerlich darüber stolpern mussten und sich nicht selten ernsthaft verletzten.

Ein solcher Spitzbube hatte, um seine Rachsucht unerkannt zu befriedigen, ein

anderes, ganz heimtückisches Verfahren ersonnen. Er wählte die schönsten, jungen Obstbäume der nachbarlichen Baumgärten für seine Schandtaten aus. Die Rinde des Stammes wurde im späten Frühling mit einem nicht zu harten Gegenstand rundum so beklopft, dass zwar der äussere Teil unverletzt blieb, die darunterliegende, sehr saftige Gewebeschicht aber schwer beschädigt wurde. Darauf kränkelte der Baum, verlor seine Blätter und starb bald ab. Dabei blieb die Ursache der Krankheit völlig dunkel, bis man den Baum fällte und entrindete. Es ist klar, dass es schwer war, den Urheber zu entlarven, und auf blosser Vermutungen hin konnte er nicht bestraft werden. So versuchte man, den Übeltäter auf frischer Tat zu erwischen, wenn ihn das nächtliche Klopfergeräusch verriet. Als dieser Baumplütscher sein Unwesen trieb, geriet das ganze Dorf unter strengste, aber unauffällige Aufsicht der Ledigen. Endlich erwischte man ihn in flagranti; er wurde gepackt und zu Boden geworfen. Man stopfte ihm darauf einen schmutzigen Geschirrlappen in den Mund, damit er nicht zu schreien vermochte. Dann wurde er gezwungen, einen grossen Obstbaum zu umarmen, schnürte seine Hände fest zusammen und klopfte nun die «Rinde» des Übeltäters mit einem Haselstecken vom Rücken los. Den Halbtoten liess man endlich frei, musste ihn aber, da er kaum noch gehen konnte, den Angehörigen heimbringen.⁶⁷ Einst lebte auf der Burg Wartau der edle Graf Wilhelm, mild gegen die Untertanen und freundlich mit den Seinen. Aber der jüngere Bruder, der aus fernen Kriegen heimkam und den es nach dem Besitz der Gräfin und der schönen Herrschaft gelüstete, störte den Frieden. Er war ein schlimmer, verwegener Mann. Auf einer Jagd erschlug er seinen Bruder und gab vor, ein wildes Schwein habe ihn getötet. Ohne auf Recht und gute Sitte zu achten, eignete er sich dann gleich alles an, was dem Grafen gehört hatte. Aber als er einmal wieder auf die Jagd ging und an der Stelle vorbeiritt, wo er seinen Bruder ermordet hatte, traf ihn ein tödlicher Blitzschlag. Nach drei Jahren wuchsen daselbst drei Buchen mit rotem Laub, und alle Jahre, am Todestag des Grafen, hingen an deren Blättern statt der Tautropfen Tropfen von Blut. Diese Buchen sind jetzt schon lange verschwunden und die stolzen Mauern der Burg gebrochen; aber

wenn der Wanderer zu gewissen Zeiten des Jahres in gewisser Stunde der Nacht seine Blicke aufmerksam nach der Gegend des einstigen Schlosses richtet, sieht er von der Ruine aus ein Lichtlein über den Boden hinschweben, fort über die Hügel und durch die Tälchen, und er sieht es an der Stelle erlöschen, wo der unglückselige Graf seinen Tod gefunden hat.⁶⁸

In der Grafschaft Werdenberg trug sich 1688 folgende traurige Geschichte zu: Ein vermöglicher und ehrlicher Bauersmann auf dem Grabserberg liess seit einiger Zeit etwelche Melancholie oder Kopfverwirrung bemerken, besonders damit, dass er zuweilen auf einige hohe Bäume und deren oberste Gipfel hinaufkletterte. Als nun im Herbst ein junges Weib aus Schwermut sich selbst entleibte und Sonntags darauf der damalige Pfarrer zu Grabs eine ernstliche Predigt wider den Selbstmord hielt, die der Bauer mit anhörte, stieg er alsbald wieder auf einen hohen Baum, wurde aber von einem seiner Bekannten, der dazugekommen war, heruntergelockt, indem er ihm sagte, er wisse noch einen höheren Baum. Sie wollten beide miteinander auf diesen steigen. Darauf kletterte er dann wirklich vom Baum herunter, wurde aber sogleich von seinen Freunden in Verwahrung genommen und mit Ketten gebunden.

Als Tage darauf sein Bruder auf das Feld hinausging und nach damaligem Brauch das Vieh stumpfen wollte, beredete ihn der Gebundene, er solle ihn von den Banden losmachen, er wolle mit ihm gehen und ihm bei der Arbeit helfen. Wie sie nun beide mit dem Stumpfen beschäftigt waren, ergriff der Unsinnige den Schlägel und schlug seinen Bruder unversehens tot, kehrte darauf heim und sagte seiner Mutter, dass der Bruder eine Axt nötig hätte, die sie ihm auch gab, womit er aber die Frau unvermutet ebenfalls zu Tode schlug. Damit war es aber nicht genug! Er ging mit der Axt auf die Kammer und schlug auf seine zwei im Bette liegenden jungen Töchterlein ein, dass er vermeinte, sie beide totgeschlagen zu haben. Das eine aber blieb am Leben, das andere hingegen gab kurz darauf seinen Geist auf. Weiter lief er in seiner unmenschlichen Raserei in ein nicht weit gelegenes Haus, worin zwei Schwestern lebten, deren eine er derart mit der Axt verwundete, dass sie kurze Zeit darauf verstarb, die andere entging ihm durch ihre Flucht.

Darauf rannte er weiter und traf seine Taufgotte samt ihrem Sohn, einen noch jungen Knaben, die er beide ebenfalls augenblicklich massakrierte. Als er hierauf einen Mann, der von diesem allem nichts wusste, begegnete, streckte er seine Hände gegen ihn aus und sagte, er solle ihn binden, er habe neune – wie er meinte – erschlagen, das sei genug. Auf solches hin wurde er zwar also bald in Banden gelegt, auf das Schloss nach Werdenberg geführt, doch von der Obrigkeit zu Glarus, angesichts dessen, dass er diese sechs Totschläge nicht aus Bosheit, sondern in der Unsinnigkeit begangen habe, nicht zum Tode, sondern nur dahin verurteilt, dass er lebenslänglich in seinem Haus an Ketten liegen und von seinem Bruder verwahrt werden sollte. So lebte er denn auch noch anno 1714. Weil aber der Bruder verstorben war, wurde er damals noch von seiner eigenen Tochter gepflegt, die mit dem Leben davongekommen war.⁶⁹

66 Nach Gabathuler 1983, S. 60ff.

67 Nach Gabathuler 1948, S. 78f.

68 Nach Kuoni 1903, S. 76f.

69 Nach Senn 1860, S. 165f.

Quellen

Aebi 1983: AEBI, RICHARD, *Heimatkunde Sennwald*. Sennwald 1983.

Gabathuler 1948: GABATHULER, HEINRICH, *Die Knabenschaften der Gemeinde Wartau*. – In: 32. *Jahrbuch des Kantonalen Lehrervereins St. Gallen*. Gossau 1948.

Gabathuler 1950: GABATHULER, HEINRICH, *Wartau im Spiegel seiner Sprichwörter, Sinnsprüche und Redensarten*. Unveröffentlichtes Manuskript um 1950.

Gabathuler 1983: GABATHULER, HEINRICH, *Wartaer Sagen*. Erstausgabe 1938; Neubearbeitung von Jakob Gabathuler, Buchs 1983.

Kessler 1991: KESSLER, NOLDI, *Das Fuhrwerk im Schutznunten, Sagen aus Gams*. Buchs 1991.

Kuoni 1903: KUONI, JAKOB, *Sagen des Kantons St. Gallen*. St. Gallen 1903. Reprint Zürich 1979.

Rhyner 1997: RHYNER, OSWALD, *Di wilde Mannli im Wildemaanelöchli am Buchserberg*. Buchs 1997.

Senn 1860: SENN, NIKOLAUS, *Werdenberger Chronik*. Chur 1860.

Senn 1862: SENN, NIKOLAUS, *Schlussheft zur Werdenberger Chronik*. Chur 1862.

Senti 2001: SENTI, ALOIS, *Erfragte Vergangenheit. Das Sarganserland in den Sagen und Anekdoten*. St. Gallen 2001.

Bilder

Sofern in den Legenden nichts anderes vermerkt ist: Hansjakob Gabathuler, Buchs.